

I.

Bildung zur Kunst

und

zum schöner weiblichen Leben.

1. Die Flüchtlinge oder das Tagebuch.
2. Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.
3. Das Weib im geselligen und häuslichen Kreise.
4. Ueber Unterhaltung in weiblichen Zirkeln.
5. Toilettenscene zwischen einer geistreichen Dame und ihrem Kammermädchen.
6. Ueber die Mode.
7. Etwas über Tanzspiele und pantomimische Gemähde.
8. Weibliche Kunst.
9. Ueber Kostümierungen.

ÜBUNG 10

Die folgenden Aussagen sind wahr oder falsch?

1. Die Nullmatrix ist invertierbar.
2. Die Inverse einer Matrix ist die Transponierte der Inversen der Transponierten.
3. Die Inverse einer Matrix ist die Inverse der Inversen.
4. Die Inverse einer Matrix ist die Inverse der Inversen.
5. Die Inverse einer Matrix ist die Inverse der Inversen.
6. Die Inverse einer Matrix ist die Inverse der Inversen.
7. Die Inverse einer Matrix ist die Inverse der Inversen.
8. Die Inverse einer Matrix ist die Inverse der Inversen.



Die Flüchtlinge, oder das Tagebuch.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.

Julie, Rose und Emma erwarteten Viktor im Gartensaale. Sie hofften heute sehr auf die Stunde, denn Göthe's Faust sollte gelesen werden, und Julie bedauerte nur, daß nicht sie, sondern Emma dieß Mal die Reihe des Vorlesens traf.

— Wie kann man nur die herrlichen Worte so ohne alle Seele vortragen, sprach Viktor, als er der Kleinen eine Weile zugehört hatte, nahm ihr das Buch aus der Hand, und las:

„Meine Ruh' ist hin,
mein Herz ist schwer,

ich finde sie nimmer und nimmermehr.

schweremüthig hing sein dunkles Auge, während er diese Worte mehr sprach als las, an Juliens holdem

Gesicht, die ihrer Schwester Emma durch Miene einen Verweis gab, daß sie eben jetzt so gedankenlos mit ihren Fingern auf den Tisch mahlen konnte.

Viktor fuhr fort:

„Sein hoher Gang,
seine edle Gestalt,
des Mundes Lächeln,
der Augen Gewalt,
und seiner Rede Zauberfluß — — —“

Ein paar schwarze Augenbraunen, die recht drohend durch die Thür zu den Kindern hinein blickten, unterbrachen bey dieser Stelle die Vorlesung zum zweiten Male. Es war Fräulein Kunigunde, deren Ohren durch den regeren Zauberfluß in Viktors Vortrage gelockt, sich eiligst an die Oeffnung der Thüre begaben, um besser zu hören, wovon eigentlich die Rede war.

— „Das heißt mir aber auch eine Lehrstunde!“ murmelte sie dabey halb laut für sich hin. — „Die schöne Zeit könnte auch wohl zu etwas Besserm angewendet werden. Und wenn denn doch die Mädchen aus den Liebesbüchern einmal lernen — — —“ Allein in eben dem Augenblicke erschrak das Fräulein über ihre eignen Worte, denn der Geheime Rath, ihr Bruder, stand dicht hinter ihr, dem Viktor's poetische Lektionen ohnehin schon ein Gräuel waren, und hielt ihr ein beschriebenes Blatt unter die Augen.

— „Kennst du die Hand?“ fragte er mit einem recht grimmigen Tone seine Schwester.

— „Es ist Rose's Hand, wie ich an den ungewissen Buchstaben sehe,“ antwortete die Erschreckte, „aber du — —“ Doch der Geheime Rath schien keine Zeit zu haben, ihre Antwort abzuwarten, sondern entfernte sich sogleich wieder mit der spöttischen Aeußerung, „er habe nur wissen wollen, ob es mit dem Schreiben des Mädchens wirklich immer noch nicht besser gehen wollte.“

Das Fräulein stand noch ganz in Gedanken vertieft über diese Erscheinung, als Viktor bereits seine Lehrstunde geschlossen hatte, und sie ihn mit den Mädchen im Garten herum schwärmen hörte. Es wurde zur Tafel gerufen, allein die fröhlichen Gesichtchen verloren sich bald, als man des Vaters üble Laune be-

merkte, die unter allen Rosen am Bedenklichsten vorkommen mußte, denn dieser konnte man es fast ansehen, wie ungestüm ihr das kleine Herzchen bey des Geheimen Rathes sichtbarem Unwillen zu pochen anfing. So viel war gewiß, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn mußte, denn selbst seinem Lieblinge, Julien, gönnte der Vater heute keinen Blick, und eines so betrübten Mittags konnten sich die Kinder nicht erinnern, so lange Viktor im Hause war, dessen muntre Einfälle der Geheime Rath heute alle zu überhören schten.

Der ganze Nachmittag verging, ohne daß die guten Kinder auch nur ein einziges Mal gelacht hätten, so daß es der Tante schwer aufs Herz fiel, und sie beschloß, ihnen für den nächsten Morgen endlich einmal den Spaziergang zuzusagen, warum sie sich schon so lange vergeblich hatte bitten lassen.

Zweites Kapitel.

Das Fräulein war freilich noch ein wenig nach der alten Art, und hielt tausend Mal mehr auf eine saubere Hemdenath, als auf Göthe's sämtliche Werke; aber das hinderte keinesweges, daß sie nicht eine sehr gute Tante gewesen wäre, die man nicht recht aufrichtig hätte lieben können.

Was würde auch aus den armen Kleinen geworden seyn, wenn sich die Gute ihrer nicht angenommen hätte, denen die Mutter starb, da sie noch recht hilflos um des Vaters Knie hingen, und Emma kindisch in die Thränen lächelte, die der sonst so feste Mann — dieß Mal seinen Kindern nicht verbergen konnte!

Freilich war ihnen damals Rose, das kleine Bauer-
mädchen, lieber, das der Vater jetzt auf immer zu ihnen
gestellte, damit sie bey ihren Spielen nicht bemerken
sollten, wie still und öde nun alles um sie her geworden
war, und sie fürchteten sich beynahe vor der Ankunft der
Tante, als der Geheime Rath sie aus dem benachbarten
Stifte abholen ließ, und der Wagen, der sie brachte, in
den Schloßhof gefahren kam. Ja, es wären vielleicht
viele Tage hingegangen, ehe sie dem ernstern männli-
chen Ansehen des Fräuleins und ihren seltsamen
großen Gesichtszügen Zutrauen abgewonnen hätten,
hätte sie nicht immer so herzlich geweint, wenn der
Geheime Rath ihrer todten Mutter erwähnte.

Das rührte die Kinder, besonders Julien, die
schon recht verständig war, für die sieben Jahre, die
sie gelebt hatte.

Drittes Kapitel.

Die Familie bewohnte einen Landsitz in einer rei-
henden Gegend Schwabens, nahe bey einer berühmten

alten Stadt, in welcher der Geheime Rath ehemals
einen ehrenvollen Posten bekleidete. Aber die eigen-
süchtigen Hänke gemeiner Menschen hatten ihm das
Stadtleben so sehr verleidet, daß er es schon vor
Emma's Geburt vorzog, auf diesem friedlichen Dorfe
unter seinen Bauern zu leben.

Es war aber auch hier ein so reizender Aufenthalt,
so mit allem ausgestattet, was einem liebenden Gemüthe
zufaget, daß es Niemanden in der Familie, und selbst
den drei Mädchen, als sie schon größer wurden, mög-
lich war, sich ein anderes Glück zu denken, als das,
welches ihnen hier angehörte.

Und wer die drei holden Wesen so innig froh im
Glanz der Abendsonne auf dem hohen Altane des
Schlosses stehen sah, in die mahlerische Weite hinaus
blickend, und die goldgesäumten Wolken am tiefen
Himmel so still gerührt betrachtend, der mußte selber
an ein Paradies auf Erden glauben, zu dem Engel
niederschweben, und sich an ihm ergößen wollen. —

Das Schloß lag am Abhange eines stolzen, mit
dunkeln Fichtenwäldern umkränzten Felsens. Der kräf-
tige Strom wälzte sich aus der Ferne zu ihm hin-
über, und jeden Morgen begrüßten die guten Kinder
aus den Fenstern ihres Schlafzimmers das frische Thal,
in welches er mit frohlichem Toben hinabstürzte.

Wer hätte es den lieblichen Mädchen, die hier

in so stiller Eintracht glücklich waren, wohl mißdeuten mögen, wenn sie zuletzt ganz und gar vergessen konnten, daß es noch Städte in der Welt gäbe, in denen man auf Bälle gehen und Schauspiele aufführen sehen könnte? — —

Viertes Kapitel.

Dafür war aber auch das Innere des Schlosses ganz außerordentlich schön, und Alles darin deutete auf den hohen Sinn der frühern Besitzer und ihre stolze Prachtliebe. Zimmer und Säle waren mit herrlichen Gemälden ausgeschmückt, wobey jeder Fremde gern verweilte, und die vielen geharnischten Ritterbilder, welche rund herum am gewölbten Saale aufgestellt standen, und mit ihren edlen Mienen jeden Eintretenden huldreich bewillkomnten, zeugten von dem alten Geschlechte der Familie.

Wenn nun in den langen Herbstabenden Tante Kunigunde mit ihren Lieblingen, worunter jetzt auch Rose, das kleine Bauermädchen, gehörte, deren sanfte blaue Augen sich recht unvermerkt einen Weg in das etwas adelstolze Herz des Fräuleins gebahnt hatten, am Kaminfeuer saß, und ihnen Märchen erzählte: so wurde Allen dabey nur um so schauerlicher ums Herz, je sichtbarer die hohen Bilder an den reich ver-

zierten Wänden, auf welchen meistens Heiligen- und Märtyrergeschichten vorgestellt waren, sich zu dem kleinen Kreise herabzulassen schienen; je zweifelhafter sich der zitternde Schein des Lichts in den hohen gotischen Fenstern brach; oder je ungestümer der brausende Strom in der Tiefe unter ihnen sein Wesen trieb. Die schüchterne Rose versteckte dann gewöhnlich das blonde Köpfschen in Juliens Schooß, die still und lächelnd aus ihren verständigen Augen schaute, während Emma mit neugierigem Antheil die Tante in ihrer Erzählung fortzufahren ermunterte, denn in ihr war keine Furcht; ihr wäre es im Gegentheil eine Lust gewesen, einmal so einen Riesen, oder gar den feuerspeyenden Drachen selbst bey lebendigem Leibe in Augenschein zu nehmen.

Fünftes Kapitel.

Selbst den höchst prosaischen Geheimen Rath hatte noch Niemand darüber klagen gehört, daß die Winterabende auf dem Lande langwieriger ausfielen, als in der Stadt, und wer ihn nicht in der Nähe beurtheilen konnte, mußte sich natürlich außerordentlich darüber wundern.

Seine Angehörigen konnten sich dieses indeß schon eher erklären, da sie wußten, welchen Werth er auf

den Namen eines Beschützers der Wissenschaften legte, den er von allen seinen Titeln am liebsten hörte, und ihm in seinem Leben wohl mehr aufgeopfert hatte, als das, was man in großen Städten so gewöhnlich den Lebensgenuß zu nennen pflegt. Sogar in frühern Jahren hatte der thätige Mann diesen wenig vernüßt, wo er seine Bücher und Apparate aufstellen konnte, wenn sich nur alle Mal die Gelegenheit dabey fand, die neuesten Produkte der Litteratur in der gehörigen Ordnung und Zeitfolge zu benutzen. Denn der Geheime Rath erfüllte die Pflicht, mit dem Zeitalter fortzuschreiten, fast eben so gewissenhaft, als die der Wohlthätigkeit und Milde gegen seine Bauern, und wenn man ihm gleich eben keine große Vorliebe für die sogenannte schöne Litteratur nachsagen konnte, so benutzte er dafür die ökonomische nur um so redlicher und gewissenhafter für die löblichsten Zwecke.

Sein größtes Leidwesen war, daß er keinen Sohn hatte, auf welchen er diesen philosophischen Geist, diesen Eifer für Alles, was zur Aufklärung gehdrt, fortzerben lassen konnte. Seine beyden Töchter kamen bey dieser Vorstellung in gar keine Betrachtung; er hatte einmal das Vorurtheil, daß der weibliche Beruf mit so etwas gar nicht zusammen treffe; und gefiel sich außerordentlich in der Lieblingsfentenz: die Frauen hülten sich in den philosophischen Mantel, nicht eben,

weil er schütze gegen den Sturm, sondern weil die Wolle befre Falten werfe, als der Linon.

Sechstes Kapitel.

Julie fing indessen an, hierin etwas anders zu denken, als sie älter wurde, und ließ ihrem Vater, dessen Liebling sie ohnehin war, nicht eher Ruhe, bis er ihr zuweilen den Schlüssel zu seiner weitläufigen Bibliothek anvertraute. Dieß ließ sich hier um so eher thun, da der Geheime Rath sicher seyn konnte, sie werde keinem einzigen modernen Romanschreiber oder Dichter darin begegnen; denn außer den alten Griechischen und Römischen, in der Originalsprache, war gewiß kein Vers in der ganzen Büchersammlung zu finden.

Dessen allen ungeachtet saß indeß das sonderbare Mädchen oft so vertieft bey den übrigen Büchern, daß sie zu Zeiten das Schlafengehen darüber vergesse konnte, und von der ordnungsliebenden Tante mit einer Strafpredigt daran erinnert werden mußte.

Was aber dem Geheimen Rathe am allerunbegreiflichsten dabey vorkam, war, daß seine Tochter oft auf den ersten Blick Dinge aus einem Schriftsteller heraus las, die ihm bey seinem vielen Lesen noch in keiner einzigen Ausgabe darin aufgestoßen waren. Da mußte er denn als ein verständiger Vater wohl einsehn, daß hier eine Ausnahme gemacht und

auf einen geschickten Lehrmeister für das Mädchen gedacht werden müsse. Auch bekräftigte ihn zu diesem Entschluß noch der Umstand, daß die biblische Weisheit, in welcher Fräulein Kunigunde die Kinder unterrichtete, mit seiner aufgeklärten Denkungsart in gar zu großem Widerspruche stand; wobey er sich der Bemerkung nicht enthalten konnte, wie nur Julie bey ihrem hellen Kopfe es noch so lange damit hatte aushalten können.

Siebentes Kapitel.

So lange die Kinder denken konnten, war im Schlosse von einem Brudersohne des Geheimen Rathes die Rede gewesen, den sein Schicksal eben so interessant machte, als die ausgezeichneten Talente, welche er besaß. Denn wahrscheinlich hätte er ohne die Unterstützung seines Oheims hilflos die Welt durchirren müssen, da ihm der Leichtsinne eines verschwenderischen Vaters von einem überaus ansehnlichen Vermögen auch nicht die unbedeutendste Summe hinterlassen hatte. Es war ganz demwider Character des Geheimen Rathes gemäß, sich seines Neffen von ganzem Herzen anzunehmen, und er that es, ohne sich im mindesten etwas darauf zu gute zu thun. Auf Schulen und Akademien erhielt ihn der gute Oheim, und fand den schön-

sten Lohn vieler Aufopferungen in den rühmlichen Zeugnissen, die über die Geschicklichkeit und gute Aufführung seines Neffen von allen Seiten einliefen. Ob der Geheime Rath noch andre Pläne mit dem jungen Manne hatte, den er eben so väterlich liebte, als er einst seinen thörichten Bruder verachtete, oder ob es nur so ein plötzlicher Einfall war, sich in der Geschwindigkeit aus einer Verlegenheit zu helfen, er beschloß, Viktor eine Zeit lang in seinem Hause aufzunehmen, und ihm, in welchem das edle Blut seiner Vorsahren wallete, den Unterricht seiner Töchter anzuvertrauen.

Bev der nächsten Mittagstafel wurde dieser Entschluß der Familie bekannt gemacht, und den drei Mädchen, besonders aber der kleinen vorlauten Emma, der gehörige Respekt für den neuen Lehrmeister empfohlen, worauf unverzüglich ein Einladungsschreiben an diesen erfolgte.

Achtes Kapitel.

In Tante Kunigundens Gemüthe schien die Sorge für die vielen Zubereitungen, welche der Empfang des neuen Gastes erforderte, vor der Hand gar nicht Raum für die Haupt Sorge zu lassen: welche ein gefährlicher Zuwachs ihres Hausstandes unter den drei

Mädchen ein junger ein und zwanzigjähriger Lehrmeister wohl werden dürfte. Auch schien es den Mädchen gar nicht einzufallen, ihr diese Sorge etwa abzunehmen, wenigstens waren dieser ihre Sorgen, wenn sie des Vetzters wegen welche hatten, von ganz anderer Beschaffenheit.

Die einzige, etwas träumerische Rose schien zuweilen in tiefem Nachdenken versunken, wenn sie der Tante bey ihren Geschäften für Viktors Empfang hilfreiche Hand leisten mußte. Sie konnte seit einiger Zeit die Geschichte vom verlorenen Sohne nicht aus dem Kopfe los werden, so oft sie an den Vetter dachte. Ihre Phantasie trug unwillkürlich auf Viktor das Bild seines Vaters über, von dessen wildem Jugendleben sie das fromme Fräulein so oft mit Beziehung auf die schöne Bibelzählung hatte reden hören. Es war ihr immer, als müßte bey seiner Ankunft eine solche Szene erfolgen, wie dort, wo dem Zurückkehrenden Vergebung wurde für alles sein Irren, und niemand war bereiter, ihm Vergebung wiederfahren zu lassen, als eben Rose.

Zuweilen indessen, wenn sie das Fräulein zu dem mächtigen Säulenschranke begleitete, aus welchem diese das glänzendweiße Linnen für den Erwarteten hervorlangte, fielen ihr auch wohl die schönen Ritter aus der Tante Märchen ein. Wie sie so von Aben-

teuern müde zurück kehrend zu ihrer Heimath, auf einsamen Bergschlössern Herberge suchten, wo wunderschöne Prinzessinnen hauseten, die das fromme Gastrecht mit ihren eignen schwanenweißen Händen an ihnen ausübten, und Viktor kam ihr vor wie ein Ritter. Solche Gedanken schienen indessen Rosen ganz und gar nicht traurig zu machen, im Gegentheil ein süßes Lächeln schwebte dabey um die holden Lippen des sonderbaren Mädchens.

Neuntes Kapitel.

„Wir sollen sehr viel Respekt für Sie haben!“ — so plapperte die kleine Emma, als sie alle drei einige Tage nach des Vetzters Ankunft mit dem neuen Lehrmeister am runden Tischchen im Gartenhause Platz genommen hatten. —

Viktorn, dem ohnedieß schon etwas warm war, sich in der ungewohnten Würde des Meisters diesen sechs sprechenden Augen gegenüber zu sehen, stieg bey diesen Worten das Blut noch höher in's Antlitz, und Julie theilte seine Verlegenheit redlich, denn sie berührte in der Angst mit ihrem spitzigen Schuhe Emma's kleine Fußzehe so empfindlich, als es ihre sanfte Weise sonst nimmermehr zugelassen haben würde.

— „Hat denn eine oder die andre von Ihnen so

etwa eine Lieblingswissenschaft," fragte endlich Viktor eines schielichen Anfangs wegen.

— „Das sollte ich meinen," antwortete Emma, noch ehe die übrigen Zeit zum Besinnen hatten. „Ich halte es mit solchen, durch die man etwas Neues erfährt; — von dem, was heut zu Tage auf der Welt vorgeht. Julien hingegen ist das Alte lieber — sie hat es mit lauter Griechischen und Römischen Graubärten zu thun, und, unter uns gesagt, schon selbst einmal so ein Trauerspiel angefangen — — — „verbieten Sie doch der Schwägerin das Reden, lieber Viktor," bat Julie sehr ernsthaft.

— „Bitte, bitte, nur noch ein einziges Wörtchen; es ist doch wohl besser, wenn der Better gleich auf ein Mal erfährt, wie er mit uns dran ist."

— „Hören Sie, Viktor," setzte die kleine Schlaue mit verbissenem Lachen hinzu, „Rose's Liebhaberey die sollen Sie erfahren, wenn Sie Abends in den Garten kommen — aber zu mir müssen Sie kommen. Da führe ich Sie zu der großen Terrasse hinten, wo die vielen Malven stehen. Man kann dort den ganzen hohen Himmel übersehen. — An Blumen und Sternen da hat Rose ihre Betrachtung. Da finden wir sie gewiß, und Sie sollen mit Ihren eignen Ohren hören, wie sie lange Gespräche mit ihnen hält, denn die Blumen antworten ihr ordentlich,

und alle die schönen Reden werden aufgeschrieben von Rosen."

— „Schäme dich doch, so in den Tag hinein zu faheln," sagte Julie mit zarter Theilnahme für Rosen, die es noch versuchte, eine Thräne im Auge zu zerdrücken, als sie schon auf ihre glühenden Wangen nieder geperlt war.

„Du wirst doch wohl Spaß verstehen, kleine Dichterin," rief Emma, als sie es bemerkte, und fiel ihrer geliebten Rose mit lebhaftem Ungeßüm um den Hals. „Du weinst doch nicht im Ernste? Weißt du nicht mehr die Romanze" — —

— „Ich liebe Dich doch, wenn ich auch weinen muß über solche Reden," stotterte Rose, ihre Umarmung schnell erwidern — und der Unterricht nahm seinen Anfang.

Zehntes Kapitel.

Freylich mochte es da wohl keine geringe Verlegenheit seyn, in welcher sich Viktor solchen Neußerungen gegenüber befand. Nicht als ob er nicht Materialien genug für drei so geistreiche Mädchen in seinem Kopfe gehabt hätte. Im Gegentheil, er besaß deren nur zu viel. Er war ja Philosoph, Dichter, Mahler, Antiquar, Musiker; alles, was man so heutiges Tages in kurzem zu seyn pflegt. Das Uebelste war nur, daß

er eigentlich selbst noch nicht recht wußte, was sich mit dem Allen anfangen ließe. Auch traf es sich oft bey dem Unterrichte, wenn die Lektion so ganz vom Punkte abgekommen war, von welchem sie ausging, daß Viktor durchaus nicht Rechenschaft davon geben konnte, ob das Labyrinth in seinem eignen Ideengange begonnen habe, oder in der holden Ausgennacht ihm gegenüber. Außerdem wurde ihm die Sache auch dadurch noch schwer, daß er den Unterricht gar zu gern nach dem Geschmack aller drei Mädchen eingerichtet hätte, mit Julien am allerliebsten von Plato's Weltseele, mit Rosen von Blumenfeelen, und mit Emma von den wilden Seelen am Mississippi hätte sprechen mögen; denn bey den feder- und muschelgeschmückten Indianern in Amerika war der kleine Papagay warlich ganz wie zu Hause.

Erstes Kapitel.

Daher kam es denn auch, daß die Mädchen, wenn der Geheime Rath bey der Mittagstafel, wie er pflegte, ein kleines Examen anstellte, so oft rechte wunderliche Antworten gaben, wobey Viktor blutroth werden, und der Geheime Rath sorgenvoll den Kopf schütteln mußte — Und was nun gar die Lektionen in der Poesie betraf, so hätte es Viktor vom ersten Augen-

blick an, den er in diesem Hause verlebte, weghaben sollen, daß dem Geheimen Rathe damit warlich sehr schlecht gedient war. Zumal die romantische Poesie, mit der durfte ihm vollends Niemand kommen, und wenn der Geheime Rath auch nur an den Märtyrer- und Heiligenbildern in seiner Gemäldesammlung seine Abneigung dagegen auslassen konnte, so that er das doch, so viel es sich thun ließ, ohne die kostbaren Kunstwerke ganz und gar zu vernichten. Unaufhörlich war er darauf bedacht, wenn sein Blick auf ein solches Gemälde fiel, ihm einen noch schlechtern Platz anzuweisen, als es ohnehin zu Viktors größtem Leidwesen schon erhalten hatte; denn der fühlte sich nun gerade zu den heiligen Bildern am allermeisten hingezogen.

Es stand überhaupt gar nicht in Viktors Gewalt, zu verhindern, daß ihm, des profaischen Oheims ungeachtet, hier am Ende alles zu Poesie ward, er mochte sich dagegen auflehnen, so viel er wollte. Wenn er so mit Rosen vor einem der großen Gemälde im Pavillon stand, und über Correggios Nacht, oder Raphaels Verklärung zu sprechen anfing, — hindern konnte er es dann nicht, daß seine Gedanken wie Flammen über ihn selbst zusammen schlugen, und aus der strömenden Fülle seiner Worte neue Bilder, wie Blüthen, hervorstiegen, die sich in Rosens thränenfeuchten Augen spiegelten.

Daß dann sein Arm im Feuer der Rede Rosens weichen Leib umfaßte, dafür konnte er eben so wenig; er bemerkte kaum, was er that, bis Rose sich hastig von ihm abwandte, und mit schwankenden Schritten das Zimmer verließ. Nur einmal blieb ihm eine unangenehme Empfindung davon übrig, als sie der Geheime Rath in einer solchen Stellung überraschte. —

War es Julie, an die in solchen Momenten seine Empfindung sich richtete, so klangen seine Worte schon gemessener. Es schien, als ob in der durchsichtigen Klarheit, die dieß liebliche Wesen von sich ausströmte, ein reinerer Geist zu ihm redete. Ein Blick aus ihren ruhigen Augen war hinreichend, ihn zu zügeln, wenn seine wilde Phantasie die Flügel ausspannte. Er ahndete es, diese Gestalt, diese holden Mienen besänftigten allein die Stürme in seinem Innern, aber nur, um es zu heißeren Glutten zu entzünden.

Zwölftes Kapitel.

Nie hätte sich indeß der gute Viktor wohl träumen lassen, durch sein romantisches Wesen dem Oheim in dem Grade beschwerlich zu werden, als er es späterhin erfahren mußte.

Denn in keinem einzigen Falle war er dem Geheimen Rathe nach seinem Sinne: und hätte dieser auch

Alles übersehn wollen, selbst das, daß seine Mädchen, sogar die Hellenische Julie, an Wunder glaubten, und Alles, was sie sonst nur aus Gottesfurcht nicht zu bezweifeln gewagt hatten, jetzt aus reiner Gottesliebe vertheidigten; so war doch nicht einmal das Eine, die Wohlthat einer gebildeten Unterhaltung, durch Viktors Anwesenheit erreicht, worauf der gute Oheim so sehr gerechnet hatte.

Mit Viktorn ein vernünftiges Gespräch einzuleiten, war ein für alle Mal unmöglich. Es konnte bey seiner Lebhaftigkeit, die seine Ideen unaufhörlich in einem Wirbel umhertrieb, nie zu einem ordentlichen Resultate dabey kommen. Fing der Geheime Rath über Staatspolizey mit ihm zu reden an, so befand er sich auf einmal im Gebiet der schönen Wissenschaften, und an keine Rückkehr war da zu denken. Auch das hätte angehen mögen, wenn Viktor in diesem Terrain nur Stuch gehalten hätte. Aber umsonst: sie kamen aus dem Hundertsten ins Tausendste, ohne daß irgend etwas ins Klare gebracht wurde. Und das war dem Geheimen Rathe zu wichtig. Lustige Spiegelgefechte mit Worten, wobey nichts entschieden wurde, haßte er wie die Sünde. Schon des unnützen Zeitverlustes wegen waren sie ihm ein wahrer Gräuel, und ohne Fräulein Kunigundens Beystand wäre Viktors Lage bey solchen Gelegenheiten wahrlich übel gewesen. Diese aber

unterstützte ihren Neffen treulich, und gönnte ihm in eben dem Maße ihre Nachsicht, als sie sie seinem Vater ehemals entzog. Doch nicht allein seine liebevolle Aufmerksamkeit auf alles, was die gute Tante interessirte, zog ihm dieses freundliche Benehmen zu, sondern hauptsächlich sein Christenthum. Denn für echtes Christenthum hielt das Fräulein Viktors enthusiastische Vorliebe für Dürers Kreuzigung, und die Wärme, mit welcher er den Propheten Jesaias für den größten Poeten erklärte. — Um so empfindlicher mußte es daher die gute Tante kränken, in Viktorn an jenem angstvollen Mittage den Hauptgegenstand des stummen Grobtes ihres Bruders ahnden zu müssen.

Dreyzehntes Kapitel.

— „Die Mädchen schlafen auch heute ganz außerordentlich lange,“ meinte die Tante, als sie ihrem Versprochen gemäß Anstalten machen ließ, das Frühstück hinten im Park einzunehmen, und in ihre Sattelkappe gehüllt, einen Schnupfen nicht achtete, den ihr die kühle Morgenluft zuziehen konnte.

— „Sie werden schon nachkommen,“ dachte sie für sich selbst, und ging dem Bedienten voraus, der ihr die Chokolade nachtragen mußte.

Es war aber auch ein Morgen, wie ihn die Tante

lange nicht erlebt hatte. Die bunten Blumen, welche den Gang einfaßten, den das Fräulein zu gehen hatte, nickten ihr ihren Morgenruß so fröhlich zu, daß es schien, als ob sie allen ihren Duft für sie allein aufgespart hätten. Bey einer und der andern mußte das Fräulein ordentlich stehen bleiben, und die Thautropfen in ihren zarten Kelchen betrachten, in denen sich der junge Sonnenstrahl so glänzend spiegelte, daß es nicht zu unterscheiden war, ob ihr das Auge von dem Strahle oder vor Nahrung so geblendetes ward. Doch da sie nun vollends durch eine lichte Stelle des Parks hinauf in die Ferne sah, wo sich der Fluß so ungesäumt durch die Hügel drängte, und des hellen Sonnenspiegels auf der sanften Fläche nicht achtete, um brausend darüber wegzuschäumen, so mußte die Tante wieder stehen bleiben, und der Bediente mit der Chokolade hinter ihr, so daß die Mädchen wirklich volle Zeit gehabt hätten, das Fräulein noch einzuholen, ehe sie die Eremitage erreichte.

Vierzehntes Kapitel.

Aber diese hatten den Garten und die Tante und Alles rein vergessen. Sie weinten lieber in den schönen Morgen hinein, und liefen verführt eine gegen die andre durch alle Zimmer; denn Rose war nicht zu finden, und ihr Bettchen stand noch ganz unverfehrt

in ihrer Kammer, ohne daß eine Spur davon zu sehen war, ob jemand die Nacht darin geruhet hätte. Die Mädchen trauten ihren Augen kaum bey dem Anblick. „Kose ist entflohen,“ rief alles im Hause durch einander. Emma eilte, den Vater zu rufen, und Julie ging unruhig von einem Fenster zum andern. Als aber des Geheimen Rathes Kammerdiener mit den Worten zu Julien hintrat: „du mein Gott, der junge Herr Hofmeister sind ja auch nicht zu finden; da haben wohl die lieben Herrschaften mit einander Gesellschaft gemacht;“ da erschreckt die sonst so gelassene Julie so heftig, daß sie zitterte. Ihr Gesicht war so blaß geworden, und ihre Knie bebten so sehr, als sie zum Sopha schwankte, daß dem alten Manne bange zu werden anfang, und er aus allen Kräften nach Hülfe rief. Jetzt erschien der Geheime Rath. Was wurden nun nicht für gute Worte angewendet, den Vater zu bewegen, alle Reitknechte aufsitzen zu lassen, um die Flüchtlinge einzuholen. Allein vergebens. — Der Geheime Rath blieb bey seiner Aeußerung: „wer nicht durch Güte zu halten sey, den müsse man seinem Schicksale überlassen,“ und murmelte dabey noch einige Worte von „gescheiten Einfällen,“ und „sonderbarem Zusammentreffen“ so unverständlich für sich hin, daß sich die Mädchen in das Benehmen des Vaters vollends gar nicht zu finden wußten.

Fünfzehntes Kapitel.

— „Mein, — das thut mir nicht wieder, ihr leichtfertigen Mädchen!“ mit diesen Worten trat die Tante jetzt ganz erhitzt und außer Athem ins Zimmer, — und ein Strom von Scheltworten erstarrte auf ihren Lippen, als sie Juliens verweinte Augen gewahr wurde. —

Julie hatte keine Antwort, Emma fing an zu erzählen. Wie viel Redens gehörte aber nicht dazu, um dem arglosen Fräulein das Geschehene begreiflich zu machen! Aber als ihr nun endlich alles deutlich wurde, da war auch niemand bereiter, die Angeklagten zu verdammen, als sie; denn nun fiel ihr des Geheimen Rathes Erscheinung mit dem gefundenen Papiere aufs Herz, und sein zorniges Verragen bey der Tafel, und Kosens Herzensangst den ganzen Tag über; nur wußte sie gar nicht, was sie von ihrem christlichen Lieblinge denken sollte.

Da aber Julie bey den Reden der Tante immer heftiger weinte, und das Fräulein anfang, ihre tiefe Bekümmerniß zu deuten, und recht geheimnißvoll mit Fragen in sie zu dringen, und geradehin zu Julien zu sagen: „der böse Mensch hat es dir doch etwa nicht auch angethan?“ — da hätte Julie vergehen mögen vor Schaam und Verräthniß, und konnte sich kein Gewissen daraus machen, in ihrem Herzen zu

wünschen, daß die Tante doch nun auch lieber seyn möchte, wo die Uebrigen geblieben wären.

Sechzehntes Kapitel.

Es empfand späterhin aber auch wirklich ein Jeder, daß seit dem fatalen Ereignisse in diesem Hause Alles eine veränderte Gestalt angenommen hatte, und Niemand würde es der träumerischen Rose und dem stürmischen Viktor angesehen haben, daß all das fröhliche Leben ehemals hier von ihnen beyden ausgegangen war. Denn daß es so seyn müsse, bewies ja die Leerheit und Stille, die jetzt überall die Oberhand hatten. Selbst der Geheime Rath, der es auffallend vermied, an die beyden Flüchtlinge zu erinnern, hatte alle Mal mit einer gewissen Verlegenheit zu kämpfen, wenn Viktors Name genannt wurde, oder wenn Julie ihrem häufigen Seufzen die Deutung gab, daß sie ihr schönes Zeichen aus Mangel an Anweisung nun so ganz aufgeben müsse; denn Viktor war es, der die schönen reinen Formen, welche vor ihrem innern Sinne schwebten, in's sichtbare Leben rief.

Der ganze Frühling war den Mädchen nun einmal verdorben. Man hätte denken sollen, daß allen Blumen ihre Farbe, und allen Bäumen ihre Schatten genommen seyen, so verdrießlich wurde es Julien, wenn sie jetzt einmal auf ihres Vaters Geheiß zu

ihnen hinunter gehen sollte. Auch gab es seit Viktors Entfernung von der übeln Laune der Tante manches auszustehen für die Armen, was sie sonst nicht gekannt hatten.

Siebzehntes Kapitel.

Da sah denn wohl der Geheime Rath, daß auf eine Zerstreung für die Kinder gedacht werden müsse, wo zu ihm eine kleine Reise das zweckmäßigste Mittel schien. Er nahm sich daher vor, bey der ersten Gelegenheit seine Töchter an ihren alten Wunsch zu erinnern, die berühmte Stadt M. zu sehen, und dieß verfehlte die gehoffte Wirkung keinesweges.

Emma war wie elektrisirt, als sie die Nachricht hörte, und auch auf Juliens Liliengesicht zeigte sich ein herrlicherer Carmin, als das köstlichste Schönheitsbüschchen ihr jemals hätte geben können.

— „Nun so macht eure Anstalten,“ meinte der Geheime Rath, „ich werde an meinen alten Freund, den Präsidenten in M. schreiben, der wird es an Ergötzlichkeiten für euch Mädchen nicht fehlen lassen.“

Was gab es nun nicht alles zu besorgen! Emma wollte ihre ganze Garderobe mitnehmen. Alle Kammermädchen saßen bis in die Nacht in Arbeit. Es mußte noch fremde Hülfe angenommen werden, um

die vielen Bedürfnisse der beyden Fräulein in Stand zu setzen.

Julie forderte während der Zeit wohl noch eben so oft den Schlüssel zur Bibliothek von ihrem Vater, aber doch weniger, um zu lesen, als vor den großen altväterischen, mit goldnen Engelköpfen verzierten Spiegeln, die daselbst ihren Platz gefunden hatten, den schönen neuen Puz anzuversuchen.

Achtzehntes Kapitel.

— „Ich habe ihn, — ich habe ihn,“ — rief Emma am Abend vor der Abreise ihrer Schwester entgegen, die in Gedanken verloren am Fortepiano saß, ohne zu spielen, und hielt mit triumphirender Miene ein beschriebenes Blatt in die Höhe.

— „Auf dem großen Schreibtische habe ich ihn gefunden, als ich nach den Büchern suchte, die für den Vater mit eingepackt werden sollten — da nimm und lies — —“

Julie erkannte Rosens Handschrift und las folgende Zeilen:

— — „Wie ist diese Zaghaftigkeit in ein Gemüth gekommen, das sonst Alles so gewaltsam ergriff, und sich kühn das Höchste zueignen durfte? — Warum zitter ich, die theure Hand zu berühren, wenn sie mir

gereicht wird? — das himmlische Auge mit meinen Blicken festzuhalten, wenn es mir in seinem stillen Glanze begegnet? — Bin ich denn so gar nichts gegen das Herrlichste? Ist aller Muth in mir gestorben, und mein ganzes Selbst in dem Fremden untergegangen? Ach warum ist mir das Schönste so nahe gegeben, wenn ich es nicht Mein nennen darf? warum bin ich der Dunkelheit entzogen, wenn ich mein Auge nicht aufheben darf zu — — —“

— „Und Du wolltest sie noch entschuldigen, die Treulose?“ sagte Julie, und trocknete sich die Augen, „Du wolltest noch daran zweifeln, daß sie ihn verfärbte? Da siehst Du es ja mit deutlichen Zügen geschrieben. Lege den Brief wieder hin, wo du ihn fandest, ich mag ihn nicht behalten.“

Emma schüttelte das weiße Köpfchen, ging in ihr Schlafzimmer und verbarg den gefundenen Schatz auf das sorgfältigste vor jedem fremden Auge.

Neunzehntes Kapitel.

Wenn gleich die alte gute Stadt M. ihrer altväterischen Gebäude und veräucherten Siebeldächer wegen gar kein freundliches Ansehen hat, so hüpfte doch Emma'n das fröhliche Herzchen im Leibe, als der Wagen durch das alte Thor hineinrasselte, und vor dem stattlichen Gasthose anhielt.

Was der elegante Marqueur von Komödienzetteln, Konzertaffichen und Dingen dieser Art präsentirte, fesselte die Aufmerksamkeit der beyden Mädchen ungleich mehr, als die Abendtafel, wobey ihre eignen Bedienten servirten; und die geschmackvollsten Schüsseln blieben vor lauter Zerstreuung von ihnen unberührt, so viel Mühe sich auch der Koch damit gegeben hatte, denn des Geheimen Rath's stättliche Livree, und der neue englische Reisewagen imponirte dem Wirth.

— „Der Präsident wird Euch diesen Abend selbst zum Konzerte abholen“ benachrichtigte der Geheime Rath am nächsten Mittage seine Töchter, als er vom zeremoniösen Visitenfahren in steifer Galla zurückkam; und die Mädchen erschrocken, daß sie schon so viel Zeit mit Kleinigkeiten verloren hätten, und meinten, es sey hohe Zeit, an ihre Toilette zu denken.

Diese gerieth aber doch noch so überaus vortreflich, daß Niemand den beiden Fräulein die langen Jahre ansah, die sie auf dem Lande zugebracht hatten, als sie am Arme ihres Führers in den glänzenden Saal traten. Besonders war es die Grazie in Juliens Gestalt, und ihr gemessnes Benehmen, die einen solchen Gedanken unter den Anwesenden gar nicht aufkommen ließen. Hundert auf sie gerichteten Lognetten gelang es auch nicht einen Augenblick, ihrem lieblichen Gesichtchen diesen schönen ruhigen Ausdruck zu nehmen.

Zwanzigstes Kapitel.

Einer einzigen flüchtigen Erscheinung wäre dieß indessen bald in einem solchen Grade gelungen, daß es hätte auffallen müssen, wenn nicht gerade jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen kleinen Knaben gerichtet gewesen wäre, der mit seinen kleinen blassen Händchen die gewaltigsten Sprünge auf dem Fortepiano versuchte; denn Julie hätte wenigstens darauf schwören mögen, Viktors Gestalt darin erkannt zu haben, so schnell die Erscheinung sich auch wieder unter die Menge zurückzog.

Wie groß aber die Bewegung auch war, in welche sie durch diese Vermuthung gerieth, so suchte Julie sie doch selbst vor Emma'n zu verbergen, und war recht froh, als der Präsident sich nur erst wieder zu ihnen gesellte, der den Kopf von den Anstalten zu einer Privatkomödie voll hatte, die den folgenden Tag von seiner Familie und einigen Freunden in seinem Hause aufgeführt werden sollte, und wozu der Geheime Rath mit seinen Töchtern ebenfalls eingeladen war.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Allein so angenehm auch der Präsident seine Freunde zu unterhalten hoffte, als er ihnen am folgenden Tage in dem kleinen Theater ihre Plätze anwies,

so war das doch weder bey dem Geheimen Rathe, noch bey Julien der Fall, denn beynahе wäre die letztere bey'm Aufziehen des Vorhanges, an der Seite des Präsidenten in Ohnmacht gesunken. Viktor war es, der in dem Kostüm der Hauptrolle auf der Bühne dicht vor ihr stand — und hätte sie auch noch an der Wahrheit der Erscheinung zweifeln können, so mußte ihr doch die Miene des Präsidenten, der sich mit der Ueberraschung, die er seinen Freunden bereitet hatte, nicht wenig wußte, die vollkommenste Ueberzeugung geben, daß das, was sie sah, kein Traum war. Die arme Julie wußte in der That nicht, welchem sie sich am ersten entziehen sollte, der freundlichen Gesprächigkeit des Präsidenten, der ihr zumuthete, ihm für seine Idee die höflichsten Komplimente zu sagen; der Unruhe ihrer Schwester Emma, die sie mit ihren Mienen und Bewegungen ängstigte; oder den ernsten Augen Viktors, die, ganz dem Charakter seiner Rolle zuwider, beharrlich auf ihrer Gestalt haften blieben.

In diesem Augenblick sahe man den Geheimen Rath mit großer Gemächlichkeit von seinem Sitze aufstehn und zur höchsten Verwundrung des Präsidenten, ohne ein Wort zu sagen, den Saal verlassen.

— „Laß uns doch nur mit hinaus,“ zischelte Emma von der einen Seite, schnell von ihrem Sitze aufstehend, ihrer Schwester in's Ohr.

— „Wird Ihnen nicht wohl, meine Gnädige?“ fragte leise der Präsident von der andern.

— „Laß uns doch nur gehen, ehe die Rose auftritt,“ trieb Emma von neuen, die sich die Sache nicht anders erklären konnte, als daß sich die beiden Flüchtlinge bey einer Schauspielertruppe hätten anwerben lassen.

— „Wir sind mit dem Wetter zerfallen,“ vermochte endlich die Gepeinigte hervorzustammeln — und in wenigen Minuten saßen alle drey wieder im Wagen.

— „Mein Gott, wie ist denn aber das alles, was Sie mir da erzählen, mit dem zu vereinen, was ich weiß,“ fragte der Präsident, als er auf dem Retourwege Emma's Erzählung ausgehört hatte — „wie ist denn das alles mit dem ehrenvollen Amte zusammenzureimen, das Ihr Wetter noch vor kurzem durch Ihres Vaters Vermittlung in * * * erhalten hat?“

— „Ein Amt? in * * *? vor wenig Monaten?“ riefen beyde Mädchen zugleich, und der Wagen hielt vor dem Gasthose.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

— „Bestätigen Sie es doch nur, lieber Vater,“ rief Emma dem Geheimen Rathe durch die Thür entgegen,
der

der ganz bequem auf dem Sopha lag, und seine Pfeife rauchte.

— „Bestätigen Sie es doch nur, daß der Viktor ein böser Mensch ist, der von uns heimlich fortgelassen ist, und die Kose mitgenommen hat. Man will mir ja gar nicht glauben.“

— „Nun werde ich mit meiner Klugheit vor den Kindern zu Schanden werden, alter Freund,“ meinte der Geheime Rath, sich lachend zum Präsidenten wendend. — „Sie haben das nicht wissen können, und mir mit der Komödie eben keinen Gefallen gethan. Ich werde es aber dem jungen Herrn eintränken, daß er sich hier in W. die Liebhaberrollen ausucht, während ich ihn in * * * an dem Aktentische glaube.“

— „Also haben Sie gewußt, wo er ist, und konnten es uns verheelen?“ fragte Julie mit stockender Stimme.

— „Und ihm die Kose mitgeben, ohne uns ein Wort davon zu sagen?“ fragte Emma, und trat schmolzend an die Seite.

— „Was wollt Ihr denn, daß Ihr mich so bestürmt, Ihr tollen Mädchen?“ antwortete der Geheime Rath. „Ihr sollt ja Alles erfahren. Das poetische Unwesen im Hause war ja nicht länger zum Aushalten.“

— „Jetzt ist mir um die Versöhnung nicht bange,“ rief der Präsident, „da kommt er selbst,“ und Viktor lag dem Geheimen Rathe zu Füßen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

— „Nun, wenn Du nur ein besserer Legationssekretair geworden bist, als Du ein Hofmeister warst,“ rief der Geheime Rath, als er Viktors stürmische Rede angehört hatte, „so wollen wir es mit dem Komödien spielen gut seyn lassen. Du magst unterdessen den Mädchen hier den Zusammenhang dieses Mißverständnisses erklären. Es ist meiner väterlichen Würde zuwider, mich ihnen gegenüber zu einer kleinen List zu bekennen; lebt wohl unterdessen.“

— Jetzt waren sie allein, und der entzückte Viktor faßte Emma's kleine Hand, und hielt sie so fest in der seinigen, daß die Kleine laut aufschrie.

— „Das ist ja ein ganz herrlicher Zufall, sagte er dabey, daß ich meine liebenswürdigen Schülerinnen hier finde. So etwas hätte ich mir ja nicht im Traume einfallen lassen, als ich mir von dem alten guten Präsidenten die Rolle in dem kleinen Lustspiel ausdringen lassen mußte.“

— „Und Sie unterstehen sich?“ rief Julie, da er

jetzt im Uebermaße seiner Freude die ganze Emma an seine Brust drücken wollte.

— „Wo haben Sie Rosen?“ — rief Emma, sich erzürnt von ihm loswindend — und das kleine Gesichtchen flammte vor hellem Unwillen.

— „Rosen? — wie kommen Sie zu der Frage? Haben Sie sie denn mitgebracht?“

— „Rosen — Ihre entführte Rose.“

— „Sie treiben Ihren Spott mit mir. Bin ich denn nicht ganz allein, mit Ihren eignen Pferden ganz gemächlich nach * * * gefahren? Das einzige Sonderbare dabey war, daß meine Schülerinnen nichts davon erfahren sollten, weil ihr Vater glaubte“ — hier sah er Julien furchtsam an, — „sie würden ihren vor-
trefflichen Hofmeister nicht fortlassen wollen.“

— „Sie standen also in keinem Briefwechsel mit Rosen?“ fragte Julie erröthend.

Viktor schüttelte verwundernd den Kopf.

— „Dieser Brief wäre also nicht an Sie?“ rief Emma, und zog die Nadel aus ihrem Halstuche, um das so wohl verwahrte Dokument geltend zu machen, als ein Geräusch an der Thüre sie störte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Da habt Ihr den wahren Flüchtling, rief der Geheime Rath, und schob die zitternde Rose durch die Thür in's Zimmer. — Ein Glück, daß es ihr nicht gelungen ist.

— Ja, ja, so geht's, setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, während welcher das arme Mädchen vor Schaam kein Auge aufschlagen konnte, wenn man kein gutes Gewissen hat, und so verliebt ist, daß man es nicht merkt, wenn man die Liebesbriefe auf den Spaziergängen verliert.

— „Ach beschämen Sie mich doch nicht noch mehr,“ erwiderte Rose mit lautem Schluchzen, „ich hatte ihn ja nur abgeschrieben.“

— „Abgeschrieben?“ fragte Julie erheitert.

— „Wo bist Du denn aber so lange gewesen, armes Kind?“ fiel Emma ihrer Schwester ins Wort, und hielt die geliebte Freundin fest umschlungen.

— „In einer Erziehungsanstalt,“ antwortete Rose kleinlaut.

— „Ja, ja,“ sagte der Geheime Rath, „und da soll sie auch wieder hin, damit sie das poetische Gesäusel vergißt, und nicht etwa wieder das Weite sucht, wenn man sie auf einem sentimentalischen Streiche er-
tappet.“

— „Aber was hatte Dich denn so sehr in Furcht gefest, arme Kleine?“ fragte Julie.

— „Ach, das Tagebuch — das unglückliche Tagebuch! Dir will ich's nur gestehen, flüsterte sie Julien in's Ohr; aber verrathe mich nicht. Aus Viktors Tagebuch war das Geschriebene, was dein Vater gefunden; ich hatte es heimlich daraus abgeschrieben. — Ich wußte recht gut, an wen die Stelle gerichtet war, —

— „Nein, ich verrathe Dich nicht, liebste Rose!“ — fiel die bestürzte Julie der Kleinen in's Wort, „ich verrathe Dich gewiß niemals!“

— „Nun, was soll das Geflüster“ — unterbrach sie der Geheime Rath, „man weiß ja doch wohl, wovon die Rede ist.“

— „Ach wenn Sie mich auch für verliebt halten,“ antwortete Rose, die jetzt wieder Muth gefaßt hatte, — „so bin ich doch anders, als Sie vielleicht denken. Ich bin in alle die Ritter verliebt, die in meinen Romanzen vorkommen, das ist wahr! und so oft ich eine neue gemacht habe, bin ich um einen Geliebten reicher, aber das ist eine ganz andre Liebe, als Sie meinen. Ich will es auch nur ganz laut sagen — Sie haben Alle immer gedacht, Viktor gefiel mir so sehr. Ja, er gefällt mir auch, aber so gut er auch ist, so ist er es doch noch lange nicht so sehr als meine Helden; und die Stelle aus dem Tagebuche (heim-

lich zu Julien) die habe ich eigentlich auch nur darum genommen, weil ich sie in ein Sonnett bringen will — es war aber doch ein Diebstahl.

— „Schweig mir mit dem dummen Zeuge. Ich sehe nun wohl aus Allem, daß Viktor ein unschuldigerer Hofmeister war, als ich fürchtete. Er hat nicht so sehr viel Schuld an Eurer Poesie, sie muß einmal zu Eurer Natur gehören, aber von mir habt Ihr sie warlich nicht geerbt.“

Weil wir doch einmal auf dem Kapitel sind, liebstes Väterchen, fiel ihm die kleine Emma in's Wort, und wies auf Julien und Viktors, die nachdenklich den Blick zu Boden gesenkt da standen. — Was meinen Sie? — „Hellenik! — Romantik!“

— „Da meinst Du, die sollten Eins werden?“

Ja, ja, liebes Väterchen! Das meine ich wahrhaftig.

— Nun in Gottes Namen, sagte der Geheime Rath, Hellenik und Romantik! — Damit Ihr sehet, daß ich doch auch so etwas von Eurer poetischen Poesie behalten habe.

— „Liebster, bester Vater! riefen alle Stimmen zugleich — außer Julien's, die still und ernst in Viktors Augen zu forschen schien. — Nein! Sie sind doch der beste Vater, den es auf der ganzen Welt giebt.“

— Ach, und die Tante — die Tante! was wird
sie nicht für eine Freude haben!

— Nicht wahr, wir bleiben nun auch Alle zu-
sammen? Rose kommt nicht wieder in die Erziehungs-
anstalt?

— „Wir bleiben Alle zusammen — das war
ja von jeher mein Wunsch,“ antwortete der Geheime
Rath mit Rührung, und Julie sank schweigend in
die Arme des glücklichsten von allen Mädchenhof-
meisterin.

* * *

Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.

Liebe, gute Schwester.

Die flüchtigen, unstäten Zeilen Deines Briefs verrathen mir noch deutlicher als der Inhalt desselben die Angst und Unruhe, mit der Du ihn geschrieben hast. Ich sehe Dich in rastloser Zerstreuung den Garten auf und nieder gehn, und Blicke gen Himmel richten, als wolltest Du die gute, treue Mutter zurückrufen, deren Beystand Dir jetzt mehr als jemals entrisen ist. Alles beschwört, Alles bestürmt Dich um die Entschliesung, Hand und Herz einem Manne zu geben, der in der ganzen Stadt wegen seines Reichthums in so großem Ansehn steht. Man nennt Dich eine Thörin, eine Widerspenstige, und prophezeit Dir ein eheloses Leben, wenn Du auch dieses Mal und auch diesem Manne Deine Hand versagen könntest; Du selbst bist der Meinung: jetzt oder nie! — Nun, liebe Schwester, ist es denn so gar schrecklich, ohne Mann zu leben, daß

Andere Dir damit wie mit einer Höllenstrafe drohen? Sind etwa auf beyden Seiten, dort in der Ehe und hier im ehelosen Stande, die Vorzüge und Nachtheile so entschieden ungleich, daß bey einem Frauenzimmer die Frage ganz überflüssig scheinen müsse, ob es nicht vielleicht besser sey, gar nicht zu heirathen? Du bist wenigstens zu verständig, als daß ich fürchten müßte, Deinem Gefühle zu nahe zu treten, wenn ich Dir bey dieser Gelegenheit geradezu meine Meinung sage, und Dir, so wie mancher Deiner Mitschwestern, den Rath erteile, ganz unverheirathet zu bleiben. Kein Mensch kann Dich darüber anklagen, kein Mensch von Dir fordern, daß Du um der allgemeinen Bestimmung willen, der Dein Geschlecht unterworfen ist, Dich aufopfern sollst. Du gehörst Dir selbst an, und die heilige Pflicht, Gattin und Mutter zu werden, bist Du der Welt nicht so unbedingt schuldig, daß Du dafür Dein eigenes Glück, Dein Leben und Deine Gesundheit noth-

wendig hingeben müßtest. Du bist eben so gut zu nächst um Dein selbst willen da, als jeder Andere, der auf das Recht, nach freyer Wahl glücklich zu seyn, Anspruch macht. Es kommt nur darauf an, ob Du auch wirklich berechtigt oder wohl gar gezwungen bist, Dich jener allgemeinen Bestimmung zu entziehen. Und hier ist es die Pflicht eines Bruders, Dich auf Deine Gesundheit aufmerksam zu machen, und Dich recht herzlich zu bitten, bey dem Mangel an völliger Kraft und Stärke Dein Leben nicht so augenscheinlich aufs Spiel zu setzen. Wie Viele fanden nicht schon den Tod, gleich in den ersten Jahren ihrer Verheirathung, weil ihre Körperkraft nicht hinreichte, den wichtigen Anforderungen der Natur zu entsprechen! Und wie Viele retteten aus diesem Kampfe nur ein sieches, trauriges, elendes Leben! Es ist unverantwortlich, wie Aeltern ihre Kinder oft in so unvermeidlich tödtliche Gefahr stürzen, und, durch Eitelkeit bethört, die mitverschuldeten Mörder ihrer eigenen Kinder werden können. Verliert die zarte, liebliche Blume, auch wenn sie keinen Samen trägt, darum schon ihren Werth? Dufet sie nicht? Schmückt sie nicht den Garten? Soll aber von der Verpflichtung für die Erhaltung des Menschengeschlechts die Rede seyn, so ist es doch wohl weit gewissenloser, der Welt eine schwache, unglück-

liche Nachkommenschaft zu schenken, als ihr diesen Tribut ganz zu versagen? Und — ist etwa Mangel daran? oder gedeiht das Einzelne (der Mensch) durch die Menge besser? Sehen wir nicht im Gegentheil, daß durch zu enge Nachbarschaft Eins das Andere erstickt, Eins das Andere am Wachstume, an der Entwicklung hindert? Selbst, wenn auch Alle gesund und stark wären, könnten und dürften dennoch nicht Alle sich verheirathen. Die Ehelosigkeit muß allgemeiner werden. Aber sie ist nicht bloß für das Ganze nothwendig, sondern auch für viele Einzelne noch besonders rathsam und ersprießlich, und ein Wort für den ehelosen Stand eines Frauenzimmers (wovon man bisher nichts hat hören wollen) ist jetzt vielleicht ein Wort zu seiner Zeit.

Mögen Andere das Glück des ehelichen Lebens preisen. Sie haben gerechten Grund dazu, besonders, wenn sie bereits verheirathet sind; denn es ist immer klüglich gethan, seiner Lage und seinem Stande die günstigste Seite abzugewinnen. Dagegen kann man es aber auch den Unverheiratheten nicht verdenken, wenn sie ihres Orts ein Gleiches thun; und ledigen Frauenzimmern muß man um so eher dazu rathen, da das allgemeine Vorurtheil, daß sie zur Behauptung ihres Werthes und ihrer Würde heirathen müßten, sie nicht wenig beunruhigt.

Laß Dich das gar nicht kümmern, liebe Schwester. Du hast so gut das Recht, für Dich, frey, und ohne die Fesseln der Ehe zu leben, als es Männern erlaubt ist, und wenn jemand im Ernst das Gegentheil behaupten wollte, so müßte er erst darthun, daß alles Weiblichgeborne nur Mittel und nicht Selbstzweck sey, welches doch eben so viel hieße, als den Frauen den Werth absprechen, der dem Menschen als Menschen zukommt. Laß uns vielmehr jetzt unsere Blicke auf die Gefahren des ehelichen Lebens richten. Was gehört nicht dazu, daß gerade zwey Menschen sich finden, oder zufällig zusammentreffen, die die Natur selbst durch Temperament, Verstand und Herz für einander bestimmt hat! Wie wenig kann hier von einer Wahl, besonders bey Frauenzimmern, die Rede seyn, da sich die Bekanntschaft gewöhnlich nur auf den Kreis weniger Menschen erstreckt! Und wieder — wenn auch die besten Menschen sich verbinden, was gehört nicht dazu, so viele Jahre in der engsten Gemeinschaft mit einander zu leben, ohne jemals Zwang oder Ueberdruß zu empfinden! Wie verschieden sind nicht die Meinungen, Gesinnungen, Wünsche und Grundsätze der Menschen! und sehen wir nicht oft, wie die geringste Sache sie in ihren Urtheilen und Maßregeln entzweyht? Wie unsicher ist besonders für ein Frauenzimmer die Hoffnung auf eine glückliche

Eintracht, da sie durch die Verheirathung sich des größten Theils ihrer Freyheit begiebt! Wer sichert sie vor den Launen, vor der Willkühr und der Härte des Mannes? Und, wenn auch die Biegsamkeit ihres Charakters hinreicht, Alles gelassen zu ertragen, wer stellt ihr Herz gegen die unmoralischen Gesinnungen des Mannes, dessen Gehülfin sie nun einmal ist, in Sicherheit? Wie lange wird es ihr gelingen, ihn durch Liebe zu leiten? Ist sie nicht vielmehr in Gefahr, mit ihm in gleiche Verderbenheit zu versinken? Und sollen wir diese Erniedrigung für nichts achten? —

Nicht minder beklagenswerth ist das Schicksal derjenigen Frauen, die unverständigen Männern gehorchen müssen. Was giebt es hier nicht zu beforgen, zu verhüten und wieder gut zu machen, zu sagen und zu thun, um die Ehre des Mannes zu retten oder zu erhalten! Es ist zum Erstaunen, wie eine Frau in der Gesellschaft oft bemüht seyn muß, die Schwächen, Ungereimtheiten und Sonderbarkeiten ihres Mannes zu bedecken, und immerwährend zwischen ihm und dem unbefangenen Beurtheiler zur Auslegerin und vernünftigen Deuterin zu dienen, ohne daß sie jemals eine Verbesserung seiner Thorheiten wahrnimmt. Und wenn sich diese bey Unternehmungen, bey Entschliefungen gegen sie selbst richten, was

hat sie dann nicht erst zu dulden und zu tragen! Er erinnert sich vielleicht in seinem Zorn, daß er Herr ist — sie muß schweigen, muß gehorchen, und muß wohl gar das Unrathsamste geschehen lassen, daß sie, wenn der günstige Augenblick der Ueberredung kommt, nicht mehr zu verbessern im Stande ist.

Hat nun eine Frau mit den Thorheiten und Schwächen eines Mannes schon solche Noth, was wird sie nicht ausstehen müssen, wenn er wirklichen Fehlern und Lastern, dem Trunke, der Spielsucht, der Schwelgerey oder der Ausschweifung ergeben ist! Und sind diese Dinge bey Männern so selten, daß jede bey ihrer Verheirathung sich davor sicher halten könnte?

Von dem Verdrusse und den mancherley Sorgen, die sich mit der Erweiterung des Hausstandes und der Familienverhältnisse vermehren, will ich nicht reden. — Man spricht viel von dem Glücke, Kinder zu haben; aber, ohne noch besonders zu bedenken, daß sie oft auch eine Quelle des Kammers werden, verdient doch nicht minder die unsägliche Angst und Mühe, die sie der Mutter verursachen, einige Rücksicht. Und wenn diese die Reichern auch weniger empfinden, so können sie sich doch durch alle Schätze der Welt jener Besorgnisse nicht überheben, womit die mancherley Zufälle und die Krankheiten der Kinder sie ängstigen.

Je größer die Familie, desto größer der Anlaß zu Verlust und Schmerz; und ob auch viel Gutes sich zum Bösen geselle, — so viel sehen wir mit Gewisheit, daß wir durch Verheirathung uns weit mehr den Einwirkungen und Angriffen des Schicksals aussetzen, als durch die Wahl des ehelosen Standes. — Allen diesen Gefahren, liebe Schwester, wirst Du nun entgehen, wenn Du die Fesseln der Ehe verschmähst. Du wirst frey, Dir selbst leben, ohne Schmerz, ohne Kummer. Die Härte des Mannes wird Dich nicht kränken, seine Laune Dich nicht beunruhigen, seine Sonderbarkeit dich nicht in Verlegenheit setzen, und keins von seinen Fehlern oder Lastern Dich herabwürdigend. Du wirst gehen und bleiben, schlafen und wachen, wählen und verwerfen, nicht wie ein Anderer, sondern wie Du willst, — und die Reinheit Deines Herzens verbürgt es mir, daß Du nur immer das Gute wollen, nur immer das Beste wählen wirst. Du brauchst nicht bey der Abwesenheit des Gemahls für seine Gesundheit, für sein Vermögen, für seine Ehre in Besorgniß zu schweben, nicht bey seinem Kommen ängstlich aufzuhorchen, nicht, um etwas Gutes zu fördern, erst die freundlichen Blicke ihm abzulauschen, nicht seine Schwächen zu bewachen, seine Mängel zu bedecken, seine Thorheiten auszugleichen; kurz, du brauchst nicht erst seine Ergänzung

zu seyn, sondern, was Du bist, das bist Du für dich, zur Begründung Deiner eigenen Selbstständigkeit. Immer nur handeln, wie ein Anderer will, oder nur immer halb wollen und halb geschehen lassen, und bey jedem Wunsch erst den Wunsch des Andern befragen — ist in der That nur halbe Freiheit, halbe Selbstständigkeit, halbes Leben, halber Genuß.

Was ich Dir aber zum größten Vortheil anrechne, ist, daß Du nun nicht nöthig hast, Dich in die Fesseln der herrschenden Haus-, Staats- und Weltklugheit zu schmiegen, die um des irdischen Bedarfs und um äußerer Begünstigungen willen, gegen Andere lügend, lobend, schmeichelnd und bewundernd, gar bald das Herz seiner eigentlichen Würde, seiner Wahrheitsliebe und seiner unbestechlichen Tugendachtung beraubt. Wenn man das Jagen und Treiben in den bürgerlichen Verhältnissen betrachtet, wie hier Einfluß und Ansehn, Schmeicheley und Unterwürfigkeit, Trug und Verstellung einander begegnen, so scheint es, auch für den Besten, fast unmöglich, durch diese Verschlingungen sich hindurch zu winden, ohne selbst etwas von dieser moralischen Elendigkeit anzunehmen. „Ich thue es um meines Mannes, um meines Sohnes, um meiner Tochter willen. Mit dem Herrn von K. dürfen wir es nicht verderben; sein Bruder sitzt im hohen Rathe, sein Schwoger hat ein Kanonikat, sein

Schwiegervater ein Stipendium zu vergeben; Friß, geh hin, und mach ihm dein Compliment, und daß du ihm ja den (ungezogenen) Junker lobst!“ — So geht es täglich. Und glaube ja nicht, liebe Schwester, daß Stand und Vermögen darüber erheben; im Gegentheil: je höher hinauf, desto ärger dieses Spiel!

Von allen diesen Unwürdigkeiten kannst Du, ohne Familie, Dich frey erhalten, und — wohl muß es Dir werden, wenn Du auf diese Verwebung von Lug und Trug ruhig hinblicken kannst, ohne in sie verstrickt zu seyn. Aber das sage ich nicht deshalb, daß Du die schlechtern Menschen verachten sollst, sondern — Dein Mitleid sollst du ihnen schenken, und, — sehen wir auf ihr Unverschulden und auf die ihnen angeborne Herzensgüte, — warum nicht auch Deine Liebe? — Wenn Du aus jenem Gesichtspunkte das Ganze überschaust, müssen auch Neid, Mißgunst und Verleumdung — die gewöhnlichen Begleiterinnen des ehelosen Standes — fern von Dir seyn; denn — warum solltest Du die Menschen beneiden, warum ihnen das Gute mißgönnen, da ihnen mit dem Guten so viel Böses zu Theil wird! Immer von sich abgewandt, und in die Außenwelt verloren, leben sie mehr den Dingen, als sich selbst, und kehren von ihren Geschäften und Zerstreuungen in ihr Inneres eher ärmer als reicher zurück. Je mehr das schim-

mernde Ziel äußerer Vortheile sie fortreißt, desto unfähiger werden sie, sich ohne Vortheil, ohne Gewinnst zu freuen, und damit also auch unfähiger, des Schönen und Guten überhaupt, ohne persönliche Beziehung, in hohen und reinen Gefühlen zu genießen.

Dies muß aber für Dich Zweck des Lebens seyn. — Indes wirst Du darüber nicht zur Philosophin werden? — Das ist nicht ganz zu läugnen, aber ich glaube, daß dieß — gehörig verstanden — hier nöthig sey; denn, da Dein Geschlecht mehr durch das Kleine als durch das Große, mehr durch das Nahe, als durch das Ferne sich mit der Welt in Verbindung setzt, diese Wechselwirkung aber außer der Ehe wenig Veranlassung und Anreizung findet, so muß eine allgemeinere Theilnahme an den Dingen in der Welt nothwendig an die Stelle der speziellern treten, wenn der empfängliche weibliche Charakter, nun nicht mehr durch Hochzeiten, Kindtaufen und andere häusliche Veränderungen beschäftigt, sich nicht in eine mürrische, schadenfrohe Gemüthsart verwandeln soll. Und jene allgemeinere Theilnahme, jene Neigung zum Guten überhaupt wird sich um so leichter aus Deinem eignen Herzen entwickeln, je weniger es noch von der Verdorbenheit Anderer ergriffen ist; denn, je unbefangener, je reiner, je kindlicher Du noch empfindest, desto

näher bist Du schon von Natur dem herrschenden Guten, desto näher dem Gott, der in Deinem Innern wohnt, und desto näher also auch dem Glücke eines heitern, ungetrübten Lebens.

Vey einer solchen Reinheit des Gemüths wird das Schöne und Gute Dir auch aus der gesammten Menschheit zurückstrahlen, wenn du, unbekümmert um das Entartete und Schlechte, auf einzelne vortreffliche Handlungen, durch die die angeborne, bessere Natur sich offenbart, Deine Blicke richtest. In den Tugenden Einzelner wirst Du das Ganze wieder lieb gewinnen, und Dein Vertrauen auf Menschenwerth stärken.

Das Schöne und Gute — wo kann es Dir ferner wohl herrlicher begegnen, als in dem Genusse der schönen Natur? Wie es auch zugehe, daß Berg und Thal und Wald und Feld die edelsten Gefühle in uns wecken, und heiter und froher uns stimmen, — es sey Dir eine willkommene Lust, ihrem Einflusse, ihrem geheimen, mächtigen Zauber ganz Dich hinzugeben, und mit jedem wiederkehrenden Jahre aus dieser unversiegbaren Quelle der edelsten Freuden zu trinken.

Und — bedarf es noch einer solchen Aufforderung, noch der bethauernden Worte, daß auch in der Religion das Schöne und Gute Dir wie eine himmlische Blume entgegen blühen werde? Jene Erhebung des Gemüths, die uns in den Stand setzt, das Einzelne

um uns her aus einem höhern, allgemeinem Gesichtspunkte zu betrachten, und uns nach Verirrungen und mancher eiteln Betrübniß wieder mit Welt und Menschen auszuföhnen, hat über sich das Ziel des Bessern, und in seiner eigenen Andacht das Vorgefühl der Seligkeit. Doch — von keiner Verachtung der irdischen Welt ist hier die Rede. Diese überlaß jenen mährischen Alltagsjungfrauen, die, weil sie sich über die Entbehrung der ehelichen Güter noch immer nicht zufrieden geben können, tobend zu Hause, und betend in der Kirche bald das Glück ertrocken, bald in dem Besitze Anderer es geradezu weglängnen, oder wohl gar zerstören wollen. Ihnen fehlt nämlich das, was De in Erbtheil seyn wird, Sinn für das Gute und Schöne überhaupt.

Mit diesem Sinne wirst Du auch von selbst zu den Werken der schönen Künste Dich hinwenden, aus denen der Geist und das Wesen der äußern Wirklichkeit reiner und geläuterter hervorgeht und Dir gleichsam die Seele des Lebens zu einem ungetrübten Genuße sich darbietet. In Deiner freyern Lage wirst Du weit eher, als andere Menschen, deren bürgerliche Bestimmung es nicht selten ist, an Einzelheiten zu haften, das allgemein Wahre, Edle und Göttliche auffassen

und zu empfinden, mag es Dir die Kunst durch das Reich der Farben oder der Töne, oder selbst durch menschliche Gestalt und Bewegung darstellen.

Natur- und Kunstgenuß und heilige Andacht, — wenn Du diese Wohlthäterinnen, diese drei himmlischen Schwestern zu Deinen Begleiterinnen wählst, dann wird auf Deinem Wege durchs Leben weder der Neid, noch der Kummer Dich berühren, und, über den Reiz so mancher äußern Güter erhaben, wirst Du auch im Reiche des Geistes Deines Glückes so gewiß seyn, daß Du dazu weder der Klugheit des Philosophen, noch der Begeisterung des Dichters, noch der Tugend einer Heiligen bedarfst; denn bey einer solchen Richtung des Gemüths wirst Du das Erste erlangen, ohne es zu wissen, das Zweite, ohne es zu wollen, und das Dritte, ohne stolz darauf zu seyn. So im Innern veredelt, und außen mit Heiterkeit geschmückt, wirst Du in jedem häuslichen Kreise, in jeder Gesellschaft eine willkommene Erscheinung seyn; Jedermann Dein geistreiches Gespräch gern hören, und die guten Menschen werden Dich über alles achten und werth halten — so werth, glaube ich, als — der wohlmeinend Dir dieß Alles schrieb — Dein eigener treuer Bruder.

Et. Schüze.

Das Weib im geselligen und häuslichen Kreise.

Viel sind der Blumen, die uns eine höhere liebende Hand im holden Garten des Lebens erfreuend und beglückend pflanzte; viel sind aber auch der Blumen, die wir selbst im eigenen Gärtchen uns ziehen, in jeder Jahreszeit des Lebens säen, in jeder durch Blüthe und Frucht uns und Andere erfreuen und beglücken können. Aber auch unsere Hand muß Liebe und Vorsicht leiten, wenn, was sie schuf, wahrhaft entzücken soll. Das Schöne reicht uns die Natur auf ihrem stets und überall ausgebreiteten Teppich; reich und prächtig sind die herrlichen Gaben, die sie stets auf ihren Altären dem Danke, der Freude, der Liebe, dem Glücke weiht. Das Gute dem Schönen bezzugesellen, harmonisch damit zu vermischen, ist nur Menschen vergönnt. In einem Wesen, in einer eignen Schöpfung beydes schwesterlich zu verbinden, und in diesem traulichen Bunde so natürlich und zwanglos, als möglich, erscheinen zu lassen, ist nur denen ver-

gönnt, deren Geschlecht ursprünglich das schöne heißt, die nach des liebenden Bildners Wink, was die übrige Natur in Millionen Gegenständen vereinzelte Schönes aufweist, in einem Körper zusammenstellen, der in der Blüthe und Reife, gebend und nehmend, lebend und sterbend entzückt. Sanfter, inniger und stärker gefellte die gütige Mutter Natur ihnen die Liebe bey, die in der Knospe schon erfreuet, in der Blüthe ergötzet, und in der gereiften Frucht beseliget. Sie, die Mutter alles Lebens, beherrscht und beglückt das Ganze. Schönheit, Liebe und Güte im freundschaftlichsten Bunde, nur vermeint oder wirklich, fesselten von jeher Blicke und Herzen, machten, daß Jeder erst dann das wahre Lebensglück errungen zu haben glaubte, wenn er diesem Bunde beytreten durfte, schlossen also die engsten, reizendsten und schönsten Verbindungen. Von Allen erwartet, beobachtet und gesehen, steht das Weib im geselligen und häus-

lichen Zirkel, und verberitet, gleich einer duftenden Lilie, Wohlgerüche, Leben, Heiterkeit, Frohsinn, Scherz, muntre Laune, Witz und Einklang, Glück und Sonne über ihren größern oder kleinern Kreis. Sie ist die Seele des Ganzen. Aber wie soll sie es seyn?

Die unverdorbene Natur, die durch Schönheit im Ganzen erfreuet, durch Regelmäßigkeit des Einzelnen erheitert, spricht sich auch in dem edeln Weibe am schönsten und erfreulichsten aus. Was die Natur im Großen ist, das ist das Weib im Kleinen. Segnend erscheint es in jedem Verhältniß des Lebens; Güte, Liebe, Freundschaft, veredelte, aber unverdorbene Natur bleibt stets sein schönes Eigenthum, mag der Lebensnachen langsam oder schnell dahin rudern, durch milde Sonnenstralen erwärmt, ruhig und freundlich seine Bahn bezeichnen, oder unter Sturm und Ungewittern furchtsam, erschrocken und zagend über den Ocean des Lebens dahin schwimmen.

Mit heiterer, hoffender Seele tritt die junge Gattin in ihre eigne kleine Welt, mit zuversichtlicher Liebe begrüßt sie das Haus, wo Alles von ihr Leben, Freude, Glückseligkeit erwartet. Edel und fest ist der Wille, schön und reizend sind die Entwürfe, mit denen sie das Schicksal aller der Wesen überdenkt, deren Glück und Wohlfeyn ihre Schöpfung werden kann und soll.

Da steht es vor ihr das anmuthige Gebäude ihres Glücks, erfüllt im Voraus das Herz mit den wohlthueudsten Gefühlen; stählt die Kraft des edeln, gutmeinenden Willens, nie die verschönernde und beglückende Hand sinken zu lassen; überzeugt den sanften Geist, daß stets ruhiges und freudiges Hinschauen zum Wahren und Guten den Tempel der Menschenfreuden am festesten gründe, am sichersten baue, den Alta: des Glücks am reizendsten schmücke, am holdesten verschönere. Liebe und Güte, dem zarten Bäumchen der Unschuld entknospet, herzliches Wohlwollen fesselt sie an Den, welchen der Genius der Liebe, der reinste Weltgeist ihr zuführte, daß sie mit ihm Hand in Hand die Rosen- und Dornenpfade des Lebens wandelte, mit ihm die Freuden des Lebens theilte und die Leiden desselben gemeinschaftlich ertrüge, der durch sie, wie sie durch ihn, froh, glücklich, selig würde.

Liebe, ist daher der Aufruf ihres unschuldvollen Herzens, Liebe bringe dem edeln Lebensgefährten stets entgegen, sie sey das holde Band, das dich stets fester und enger an ihn knüpfe, sie die beständige Leiterin deines gesammten Thuns und Strebens, sie der nie versiegende Quell, aus dem nicht nur Alles, was Leben hat, seine Lebensfreuden schöpft, sondern woraus vorzüglich auch für den Menschen das schönste Lebensglück, die heiterste Daseynswonne fließt; Liebe

sey der Quell, so tönt's im Innern wieder, der auch durch dich das schönste Glück des Freundes deines Herzens in sanften Bächen, in reichen Strömen sich ergießen läßt; sie sey es, womit du die ganze Schöpfung freudig anschauest, wohlwollend umfassest, herzlich segnest. Liebe ist es daher, die die Tritte der jugendlichen Gattinn leitet, die unzertrennlich zwey Herzen in eins verbindet, die das Glück des Gatten suchen, finden, lieben, segnen lehrt. Sie ist es, die den heitern und zufriedenen Sinn in die reine Seele gießt, der als lohnender Engel stets die Unschuld umschwebt; Herzengüte, durch Liebe und Freundschaft gehoben, gestärkt, veredelt, ist es, die die innige Theilnahme der Gattinn an jedem Geschiek des Lebens gefährten erzeugt, die das Glück durch Mitgefühl erhöht und verschönert, das Unglück durch gefühlvolle und thätige Theilnahme erleichtert und mindert. Liebe leitet die Hand, die den Schweiß vom Angesichte des Gatten trocknet; Liebe reicht den Freudenbecher, der Labung und Erquickung enthält. Sie leitet das trauliche Gespräch, in welchem das Herz zum Herzen spricht; sie giebt den leisesten Wünschen Worte, den verborgendsten Gefühlen Sprache, den süßesten Hoffnungen Mittheilung; sie schafft in zwey Körpern, in zwey getrennten und doch innig verwandten Wesen Eine Seele, Ein Herz, Eine Unschuld, Eine Tugend,

Ein Glück. An der Liebe Hand tritt das edle Weib an jedes größere oder kleinere Geschäft ihres weiblichen Berufs, und dieser schönste Talisman des Menschengeschlechts lehrt jedes derselben mit Heiterkeit übernehmen, mit Kraft fortsetzen, mit Glück vollenden. Liebe wird die Seele der Ordnung, die unter der pflegenden Hand des häuslichen Weibes ihre entzückenden Zweige über den ganzen Kreis ihres Strebens und Wirkens regelmäßig und schön verbreitet; sie lehrt ihr jede Sorge für eignes und fremdes Wohl, es gehe ihr näher oder entfernter an, willig und mit Freuden übernehmen, helfen, wo ihre Hülfe frommt, und dulden, wo Dulden Tugend ist, wo Glück daraus entkeimt, wo Menschenwohl die schöne Folge ihres edlen Duldens werden kann. Da tritt bescheiden zurück, stolzer Mann, der du so oft und gern die Stärke und Kraftfülle deines Geschlechts rühmst und Lorbeeren ernten willst, wo sie nur spärlich oder gar nicht blühen, und lerne von dem Geschlechte, das so allgemein das schwächere genannt wird, Schmerzen ertragen, Leiden erdulden! Des Weibes erhabner, ehrwürdiger Beruf führt tausend Schmerzen in seinem Gefolge, wie in seiner Begründung, die der Leichtsinn des Mannes kaum zu ahnden und zu nennen vermag, die der nachdenkende, gefühlvolle Menschenbeobachter aber bewundert und tief empfindet, die ihn selbst die Wesen,

welche diese Leiden mit freudig entschlossener Seele übernehmen und mit wahren Heldenmuthen erdulden, vorurtheilsfreyer würdigen, inniger achten und verehren lehren. Trübt sich der häusliche Himmel, thürmen sich schwere Ungewitter über dem Glücke der geliebten Familie zusammen, wird eine von den anmuthigen Blumen, die der Sterbliche so gern und allgemein im Garten des Lebens keimen, wachsen, blühen und reifen zu sehen wünscht, gestört, vergiftet, vernichtet: still trägt die Gattinn, die Mutter, die Freundin den herben Schmerz, den das drohende oder schon herein gebrochene Uebel erzeugt, Ruhe setzt sie dem Sturme, heitre Stille den wüthenden Orkanen, Geduld dem langsam schleichenden Uebel, mäßige, vorsichtig entgegenwirkende Thätigkeit dem veränderlichen, scheinbaren Ungefähr, weise Nachgiebigkeit dem unveränderlichen Schicksal, weibliche Vollkommenheit menschlicher oder außermenschlicher Unvollkommenheit entgegen; an ihrer Hand kehrt Heiterkeit, Ruhe, friedlich stilles Lebensglück in den häuslichen Zirkel schön und herrlich zurück; aus der unschuldsvollen, liebenden Seele des treuen Weibes, der zärtlich sorgsamen Mutter, der wohlwollenden Freundin entfalten sich die edelsten Keime der schönsten Menschenfreuden, unter ihren Tritten blühen die reizendsten Blumen der Freude und des Glücks.

Wenn der Mann, der Familienvater, dem Wohle des Staates seine Zeit, seine edelsten Menschenkräfte widmet, und außer dem friedlichen Hause im Getümmel der großen Welt seine Kräfte anstrengt, übt, ermüdet und hinopfert, und täglich bald an trüben, bald an heitern, doch stets an belehrenden und so wohlthätigen Erfahrungen bereichert, froh oder traurig erschöpft in den Zirkel der Seinen heimkehrt: dann ist das kleine Haus, die friedliche Hütte der Naum, in welchem die liebende, sorgende Gattinn ihre Kräfte übt, bildet, ermüdet; in welchem sie ihre Ehre, ihr Glück und ihre Freuden emsig sucht und findet; wo sie den Ruhm einzulegen sich bemüht, nach welchem der Mann außer dem Hause oft fruchtlos jagt. Ihr Haus ist das schöne Feld, das sie mit Freuden urbar macht, wo sie in jeder Jahres- und Tageszeit säet, pflanzt und jätet, Ausrankungen beschneidet, Pflanzen und Früchte unterstützt, veredelt und bessert, wo Ordnung, Harmonie und Schönheit ihrem heitern Streben und Wirken entwachsen, wo sie ihr Glück und ihre Freuden säet und erntet. Mit willigem, ordnungsliebendem Sinn verrichtet das edle Weib jedes Geschäft des häuslichen Lebens. Hier sucht die ehrwürdige Hausmutter zu erwerben durch jede ihrer größern oder kleinern Thätigkeiten, zu ersparen, was in das Sieb der Noth und der gefehmäßigen Eitelkeit

geopfert werden muß; hier sucht sie mit sorgfamer Freundlichkeit zu gewinnen, was Convenienz und Wohlstand in und außer dem Hause verzehren; hier strebt sie durch Genügsamkeit, Friedlichkeit und Hügsamkeit häuslichen Freudenenuß zu erhalten und die Ergöhzungen des geräuschvollern Menschenlebens entbehren zu machen. Mit dem frohesten Sinne umarmt sie die Häuslichkeit und lehret Jeden in diesem zwar beschränktern, aber auch schönern und sicherern Leben die Stelle suchen und finden, wo seinen unruhigsten Wünschen die genugthuendste Befriedigung und seinen besten und schönsten Empfindungen der sicherste Zufluchtsort bereitet wird. Das Haus ist der Ort, wo des Weibes physische Schönheit Sterblichkeit an Unsterblichkeit reihet, hier die versteckte und doch erhabne Stelle, wo die Reize und Anmuth, die der Geist und das Herz des edeln Weibes verkünden, Menschen an Götter knüpft. — Tritt zu dem edeln Weibe hin, verschwiftertes Wesen, das du dich so gern beglückst durch den Anblick des Erhabnen, Ehrwürdigen, Guten, Nährenden und Schönen im Menschenleben, und beobachte dasselbe, wenn es am Mutteraltare hingegossen knieet und mit treuer Sorgfalt, mit unaussprechlicher Liebe, mit dem reinsten, dem heiligsten Ergüsse des ganzen Herzens der unendlichsten, der heiligsten Liebe opfert, deren Segnungen vom Mut-

terherzen mit den innigsten Wonnegesüßten empfunden, mit dem stillsten und schönsten Danke gepriesen werden. Betrachte die edle Mutter, wenn sie mit zärtlicher, unennbarer Liebe das erste Mal den jungen Erdenbürger an das klopfende Herz drückt, das noch von Schmerzgefühlen tönt; sieh' ihre Freude den Schmerz, und Hoffnung die Furcht bekämpfen und besiegen, und zufrieden sie hinein zu der Wonne einer höhern Welt, wenn das zärtlich geliebte Pfand ihrer Liebe ihr Leben zum Opfer fordert. Aber betrachte sie auch, wenn der starke Arm der höchsten Liebe sie glücklich hinführt durch die schwarzen Gefahren, die die Erfüllung ihrer ernsten und ehrwürdigen Bestimmung von allen Seiten drohend umschweben, wie Hoffnung und Freude jetzt ihr ganzes Wesen beleben, wie ihre Liebe jetzt Gatten und Kind mit gleicher Zärtlichkeit umfaßt, wie sie dem neu gebornen Wesen Engel und Gottheit wird. Erblicke in ihr die stärkste, wohlthätigste Stütze des ohnmächtigsten, hilfbedürftigsten Menschen, seine erste Ernährerin, seine treueste Pflegerin, seine willigste Beglückerin. Mutterliebe leitet an der zärtlichsten, sorgsamsten Hand den zarten Menschen, entwickelt jeden Keim des Schönen und Guten, erzieht das Bäumchen zum Baume, der einst wohlthuenden Schatten und labende Früchte gewähre. Die Mutter lehrt den jungen Erdenbürger den großen, weiten

weiten und erhabnen Tempel Gottes, die Natur, kennen und lieben; sie führt den Liebling ihres Herzens an die heiligen, ehrwürdigen Altäre der Weisheit und Tugend; sie sucht den reinen, unschuldvollen Kindesinn mütterlich zu bewahren, zu schützen, zu befestigen; sie theilt, so lange sie das Leben genießt, jeden Schmerz und jede Freude des Kindes, und liebend und hoffend erstarrt das Auge der Mutter in der letzten wehmüthigsten Trennung beym Blicke auf das geliebte Kind. Die Mutterhand erstirbt im Segen, dem Kinde, die letzte Zuckung des Mutterherzens ist Liebe, Segen für ihr Kind. Nenne und glaube eine Stelle am Schädels, oder das unergründliche Herz als das Organ dieser erhabnen und verehrungswürdigen Mutterliebe, die das Leben wie den Tod der Mutter verschönert: sie ist da; jeder unbesfangene Beobachter erblickt sie mit Freuden, sie ströme ihre beglückenden, beseligenden Lichtstrahlen von wo aus sie wolle; in Millionen Zweigen verbreitet sie sich über das Leben und die Gesundheit, über das physische, geistige und sittliche Wohl des Kindes. Dieser schöne Abganz der höchsten Liebe, die die ganze Schöpfung mütterlich hält, trägt und unterstützt, läßt die Mutter keine Sorge und Mühe für das Glück des Kindes sparen, sondern jede gern und willig übernehmen; mit Freuden opfert Mutterliebe Ruhe und

Bequemlichkeit, jedes andere Glück der Erde, ja selbst das Leben dem Glücke des Kindes auf. Mutterliebe im edelsten und ausgedehntesten Sinne des Wortes beglückt durchs ganze Leben; sie umflieht, erheitert und verschönert den Lebensabend; sie begleitet hin durch die Nacht des finstern Grabes; rein, glänzend und innig erscheint sie beym Anbruche des Morgens eines ewigen Tages. In diesem schönen Mutterverhältnisse entfaltet sich der ganze weibliche Charakter, oder er entfaltet sich nie. Hier erscheint das Weib in seiner höchsten Würde; hier zeigt es im Kleinen die Gottheit im Großen; hier lehrt es uns den Menschen kennen, achten und lieben, und an der Hand des Dankes und der Liebe den Geist und das Herz erheben zu jenen lichten Höhen, wo die ewige Liebe Menschenfreuden schafft, des Weltalls Glück bereitet.

Noch viele andere erheiternde und beglückende Blumen blühen und duften unter der Hand des edeln Weibes im häuslichen Zirkel; doch alle diese anmuthigen Blumen sind von Liebe gepflanzt, genährt, geschützt, geheiligt; alle verkünden entzückende Anmuth dem stillen, nüchternen Beobachter, so wie sie alle aus Anmuth des weiblichen Geistes und Herzens hervorsprossen. Aber betrachte sie selbst, die treue, zärtlich liebende Gattinn, die innigst, thätigst theilnehmende Mutter, die wohlwollende Freundin

jedes Gliedes ihres glücklichen Familienbundes, und sieh' sie den ganzen Himmel ihres Hauses dauernd erheitern und verschönern; und du wirst mit Freunden einsehen und innig überzeugt werden, daß sich das edle Weib in allen seinen vielfachen und wichtigen Verhältnissen am schönsten selbst ausspreche.

So wie aber das große und erhabne Licht des Tages nicht bloß einen Theil der Erde erleuchtet und erwärmt, und eine bestimmte Anzahl von Wesen durch seine wohlthätigen Strahlen erfreuet und beglückt, sondern den ganzen Erdball und mit diesem noch viele andere erheitern und segnend umstrahlt und allen auf diesen befindlichen Wesen wohlwill und wohlthut: so sind auch die schönen Tugenden des edeln Weibes nicht bloß auf den engen Raum des Hauses eingeschränkt, sondern leuchten und flammen auch außer demselben eben so wohlthue und beglückend. Auch die Freunde des geselligen Lebens verschmäht das edle Weib nicht. Zwar gewinnt es hier leicht das Ansehen, als träte es aus seiner eigentlichen Sphäre hinaus und besuchte Gesilde, zu denen eine innere Stimme nicht eben laut auffordere und einlade; allein auch dieß verträgt sich sehr gut mit dem hohen und einzigen weiblichen Verufe: es geht nur jetzt auf einen größern Kreis über, was den kleinern so oft und immer beseliger; auch die Blumen, die hier gepflückt werden,

müssen den Kranz des häuslichen Glücks verschönern helfen und labende Wohlgerüche den Schutzgöttern der geliebten Familie spenden. — Heiterkeit und Frohsinn, Freundschaft und Liebe, inniges Wohlwollen, herzliches Vertrauen, wodurch das edle Weib seinem ganzen Hause Leben und Einklang verschafft, womit es an jedes muntre und ernste, trübe und frohe Geschäft tritt, womit es auf jedes Wesen seiner traulichen Familie blickt, diese Vollkommenheiten, die sich durch Miene, Gebehrde, Wort und That aussprechen, begleiten das edle Weib auch in die einfachern oder buntern Reichen des geselligen Lebens, zu den Altären der Freude und des Vergnügens, auf denen außer dem Hause bald lauter, bald stiller und herzlicher gepflegt wird. Diese holden und reichenden weiblichen Tugenden bringen auch in den größern Menschenkreis Harmonie und Einklang, heften Geister, Herzen und Blicke auf einen gleich erfreuenden als beglückenden Gegenstand, zaubern Freude, Glück und Sonne an das schnell dahin rollende Rad der köstlichen Zeit, dem geselligen Vergnügen geheiligt. Aus dem trauten häuslichen Zirkel her auf jede Kleinigkeit zu merken gewohnt, wird das edle Weib auch an der Hand gefälliger, nie beleidigender Aufmerksamkeit den größern, entferntern Tempel der Freude und des Vergnügens betreten, und so im Stillen Wünsche und Hoffnungen

entdecken und befriedigen, die eben so sanft beruhigen, als ihre Ungewißheit vorher drückend lastete; wird es zu einer Kenntniß von Menschen und von menschlichen Verhältnissen und zu Erfahrungen gelangen, die gleich wohlthun und veredeln. So wie es aber im geselligen Leben stets bald bemerkter, bald verborgner, doch nie beleidigend Andere beobachtet, so richtet es auch hier unaufhörlich jene edle Aufmerksamkeit auf sich selbst und zeigt sie in Miene, Gebehrde, Wort und That. Und diese schöne weibliche Tugend ist es auch, die mehrere andere in ihrem anmuthigen Gefolge hat, oder doch an sanfter und gefälliger Hand zu ihnen hinleitet. Darum blühet in dem sanftern Tugendkranze des edeln Weibes fast immer die liebliche Blume der Bescheidenheit, und seltner sehen wir sie hier wollen, wenn die Freude und das Glück des häuslichen und des geselligen Lebens lächelnd Geist und Herz begehren wollen. Daher fühlt das edle Weib seinen wahren Werth mehr, als es ihn rühmt, sucht ihn lieber zu erhöhen, als daß es auf den Lorbeeren, die demselben gestreuet werden, ruhet; macht bey seinen Worten, Urtheilen, Handlungen und innern und äußern Vorzügen nie auf ausgezeichnete Aufmerksamkeit, Bewunderung und Lobpreisungen Ansprache, sondern beruhigt sich gern bey dem stillen

Bewußtseyn, das Gute und moralisch Schöne gewollt zu haben und fortwährend zu wollen. Mit bescheidenem, heiterm und frohem Sinne erträgt, würdigt und verehrt es das fremde Verdienst, die erworbene oder erhaltene Vollkommenheit außer sich und benützt sie zu seiner augenblicklichen und bleibenden Freude. Diese Bescheidenheit und jene Liebe, die das ganze Wesen, das gesammte Denken, Wollen und Thun des edeln Weibes so reizend verkünden, führen daher auch an sanfter Hand zum Trachten nach Einem schönen Zwecke des Ganzen, zum Wohlgefallen und zur Neigung an Ruhe und Frieden bey verschwifteten Genüsse der geselligen Freude, zur innigen Theilnahme an fremdem Wohl und Freuden, wie an ihrem Unglücke und Leiden. Mit gefühlvoller, theilnehmender Seele blickt das edle Weib auf die Rosen- und Dornenpfade jedes Wesens, das mit ihm im Bunde steht. Unschuld, Herzensschönheit, die den äußern Sitten, dem ganzen weiblichen Betragen so viel Anmuth und Reize ertheilt, glänzt auch an dem edeln Weibe, wenn die Freude heller oder verborgener winkt. Unschuld, natürliche Offenheit und Geradheit, leichter Anstand und edle weibliche Sittsamkeit verbreiten auch über den größern Menschenzirkel ihre erheiternden und wohlthunenden Strahlen. Nie schreitet daher sein Thun

und Geniesen über die Grenzen des innerlich und äußerlich Anständigen und Schönen, sein nüchterner Geist und sein wohlwollendes Herz lenkt und mäßigt vielmehr die loseren Zügel fremder Freude und sucht sie mit Zauberhand in den schönen Schranken zu erhalten, die nie den Druck vergessener Pflicht fühlen lassen. Mit Flammenschrift steht es daher vor die Seele des edeln Weibes geschrieben: heiter und anständig sey der Scherz, wodurch du das gesellige Vergnügen erhöhst; angenehm, unzweydeutig, nie kränkend und beleidigend der Wit, mit dem du die Freude würzest; munter, zwanglos und gefällig die Laune, die dein ganzes Wesen im großen Sprechzimmer des einfachen oder buntern Vergnügens ausspricht; anziehend und erfreuend jede Unterhaltung, die du der größern oder kleinern Gesellschaft weihst; wohlwollend und liebevoll jede Sorge und Mühe, jede

ernstere oder scherzhaftere Thätigkeit, durch die du das gesellige Leben verschönerst. —

Im häuslichen und geselligen Kreise zeigt also das edle Weib die schönsten und liebenswürdigsten Tugenden, die alle in Unschuld, Geistesstärke und sittlicher Schönheit begründet sind; die stets das Glück und Wohlseyn Anderer im schweesterlich innigen Bunde zu gründen, zu befestigen, zu erhöhen streben; die die Erde in den Himmel umzuwandeln bemüht sind. Stets wachsen, blühen und reifen unter den Tritten des edeln Weibes, es wandle über anmuthige Lustgeilde, oder durch dürre Sandwüsten, der Freude und der Schönheit Blumen; an seiner Segenshand thut die Erinnerung uns innig wohl, umkränzen uns zahllose Freuden der flügelschnellen Gegenwart, ist, — wird die Hoffnung uns zur schönsten Himmelsgabe.

M. Hesse.

Ueber Unterhaltung in weiblichen Zirkeln.

I.

W . . . n.

Glauben Sie ja nicht, liebe Freundin, daß ich mich in den neuen Umgebungen meines veränderten Wohnorts so verloren habe, daß ich der ältern theuern Gegenstände darüber vergessen, oder sie auch nur eine Zeit lang aus den Augen verlieren könnte. Nein, nie kann dieser Fall eintreten! Auch werden Sie sogleich sehen, daß, wenn uns selbst ein Weilen langer Zwischenraum trennte, mein Geist und mein Herz doch immer bey Ihnen weilen, und mit den Ihrigen eben so lebendig fortleben, als säßen wir noch in den traulichen Abendstunden in Ihrem freundlichen Cabinette beysammen, dessen sprechende Decoration uns so oft jene begeisternde Stimmung mittheilte, welche uns den Zweck unsers Daseyns aus einem höhern Standpunkte betrachten und in unser inneres Heiligthum aufnehmen ließ.

Abichtlich wartete ich einige Monate ab, bevor ich von hier aus die erste geistige Unterhaltung mit Ihnen anknüpfte; denn mein äußeres Leben — so sagte ich mir — wird bey dem ewigen Einerley, um das sich all unser Thun und Wesen treibt, meiner Freundin Wünsche in den Nachrichten von mir nur leicht befriedigen. Gewiß hofft sie auf die Mittheilung von Beobachtungen, welche allein unser wahres Seyn in Beziehung auf die uns umgebenden Verhältnisse charakterisiren; und in dieser Hinsicht überzeugen Sie sich leicht, meine Freundin, daß ich erst einheimisch in dieser neuen Welt eines veränderten Aufenthalts werden mußte, um Ihnen davon einige Resultate geben zu können.

Ich führe Sie daher zuerst in die uns am nächsten liegende Sphäre, nämlich in die geselligen Zirkel unsers Geschlechts ein. Doppelt war meine Erwartung gespannt, als ich hier eintrat. Ich hatte mir

fest vorgenommen, Alles aus dem Gesichtspunkte des Schönen und Wahren aufzufassen, und mich dabey durch kein Urtheil einer individuellen Ansicht beschränken zu lassen. Ich wünschte viel, und hoffte daher auch Alles von meinem neuen Aufenthalte, wo mir in einem weiblichen Umgange meine Ansprüche auf den Genuß dieser Art des geselligen Vergnügens erfüllt werden sollten. In einer Mittelstadt, so meinte ich, müsse man wohl am ersten befriedigt werden können, da hier die Bildung unsers Geschlechts, aus der feinen Welt der größern Städte entlehnt, sich an die einfache Herzlichkeit der kleinern anschließt, und so dem Hange zu loeren Zerstreungen kein Opfer des reinen Geschmacks wirklich erweiternder Freuden dargebracht wird. Allein schon in der ersten Theegesellschaft, wo ich einen Kreis von zwölf Damen versammelt fand, unter denen ich durch mein späteres Kommen ein Derangement der Plätze veranlaßte, und daher ein halbstündiges Komplimentiren wegen der obern Stellen des Halbzirkels aushalten mußte (obgleich die Wirthin das sonst dazu tonangebende Sopha aus dem Begegeräumt hatte), da sank mir der Muth schon um vieles! Und als nun endlich die Unterhaltung folgte und sich um alle die Gegenstände ermüdender Langweiligkeit drehte, welche mich schon oft aus den weiblichen Gesellschaften zurück geschucht hatten; da

mußte ich im Stillen ausrufen: *c'est tout comme chez nous.*

„Worin liegt aber nun wohl die Ursache, daß der Geist der geselligen Unterhaltung in weiblichen Zirkeln größtentheils so beschränkt ist?“ höre ich Sie, liebe Freundin, fragen; indem Sie mit mir und mancher rein weiblichen Seele fühlen, was uns in dem Umgange mit so vielen unsers Geschlechts noch fehlt und zu wünschen übrig bleibt, ohne die Grenzen unserer Bildung zu überschreiten, welche die Natur uns angewiesen hat. Ehe ich Ihnen aber meine Ansichten darüber entwickle, so erlauben Sie mir, eine kleine Schilderung der Art und Weise des weiblichen Umgangs und des darin herrschenden Geistes voran schicken zu dürfen. Zwar nähern wir uns gegenseitig aus demselben Bedürfniß der Mittheilung wie die Männer; allein wie verschieden ist der Gang, welchen dieser ursprüngliche Geselligkeitstrieb nimmt! In welchem bunten Gemische von Widersprüchen und Gemeinheiten von Licht und Dunkel erscheint da der Hange zum Austausch seiner Gefühle und Ideen! Der Zeitgeist spielt immer auch seine Rolle dabey mit, indem er den Ton angiebt, von welchem die Unterhaltung ausgehen soll; allein es giebt gewisse Grundtöne, welche mit dem weiblichen Organismus so genau zusammen hängen, daß sie überall und mehrere Genera-

tionen hindurch unsere weiblichen Unterhaltungen charakteristisch gemacht haben. Ein Blick in unsere Thee- und Kaffeegesellschaften, welche der Tummelplatz weiblicher Geschwätzigkeit und der Spiegel unserer Gedanken und Meinungen sind, läßt uns sogleich das kleine Gebiet übersehen, auf welches der Stoff der Gespräche, und die Gegenstände, welche uns interessiren und vergnügen, eingeschränkt sind. Die Unterhaltung der Weiber unter einander geht gewöhnlich von den neuesten Stadtbegebenheiten aus, und läßt sich dann bis auf das Innere des Hauses, selbst auf die Domestiken herab. Madame S. giebt irgend einen Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte der Stadt, oder des Städtchens in einer Ehestandsanekdote, oder in einer Intrigue, welche sich eben zwischen einem jungen Stüber und einem für sehr fromm gehaltenen Mädchen angesponnen hat; — Frau Räthin K. äußert ihre Verwunderung, wie Madame B. bey der beschränkten Einnahme ihres Mannes so viel Aufwand machen könne; neulich habe sie einen Shawl für fünf Louisd'or umgehabt, und so sey ihr nichts zu theuer, was die Mode nur immer Neues herbey führe; — Frau D. N. erzählt, wie die Domestiken ihre Freundin C., welche eine sehr nachlässige Hauswirthin sey, bevortheilen; spricht davon, wie man sich bey jetzigen Zeiten einzurichten habe, und schließt mit einer allge-

meinen Klage über das schlechte und jetzt so viel verlangende Gesinde; M. B. stimmt mit ein und fügt noch einige Bemerkungen über eine andere Bekannte hinzu, die mit einer Person von zweydeutigem Rufe umgehe, welches doch ein sehr nachtheiliges Licht auch auf sie selbst werfen müsse; — und so ergießt sich die weibliche Beredsamkeit gleich einem vielarmigen Strome auf dem fruchtbaren Felde der Medisance und in den vielfachen Gestalten eines geist- und herzlosen Innern.

Diese Skizze, meine Freundin, berührt die Unterhaltung der Weiber unter einander. Lassen Sie mich aber nun auch zu den Unterhaltungen der Mädchen übergehen, und einige Worte über ihre gewöhnliche Richtung sagen. In den Zusammenkünften der Mädchen, so wie sie uns die jetzige Erziehung in mittlern und höhern Ständen darstellen, wo meistens die Außenseite nur allein als Zweck der Ausbildung gilt, und Talente, dem Tone einer galanten weiblichen Erziehung gemäß, oft nur sehr oberflächlich kultivirt werden, kann auch eben so wenig ein belebender Geist als die Frucht eingesamleter Kenntnisse und das Bewußtseyn einer höhern Natur Statt finden. Wenn daher in den Gesellschaften der Weiber die Zeit mit leeren Gesprächen über die gleichgültigsten Dinge getödtet wird, und matte geistlose Urtheile die beschränkte Welt des innern Lebens ankündigen, wobey den höhern

Gefühlen eines empfänglichen Gemüthes nur die weite Aussicht in ein brachliegendes Feld bleibt; so sind dagegen die Kreise der Mädchen, im Großen und Kleinen, unter sich selbst oder in der Mitte der älteren ihres Geschlechts, das sinnlose Spiel eines durch zufällige Erscheinungen herbey geführten Frohsinns, eines kindischen, nicht kindlichen, Gemüths. Mit Wehmuth öfterer noch als mit Verdruß, beobachtete ich im Stillen die weibliche Jugend in ihren vertraulichen Mittheilungen; sah sie Stunden lang die fadeften Dinge belachen, sich nur an Contrasten weiden, oder sich auf dem Tummelplatz rauschender Vergnügungen herum drehen; wenn ein Ball, ein Concert, ihre ganze Seele ausfüllt, und der zwanglose Vorgenuß dieser Belustigungen ihnen gerade nicht das edelste Interesse leiht. Das kaum aus der Kindheit getretene Mädchen durchgeht die Schaar ihrer Bewunderer; mustert sie mit eitler Selbstgefälligkeit, und theilt diese Beobachtungen ihren Freundinnen mit, welche sie gegen die ihrigen eintauschen. Dieß macht den Reiz ihrer wechselseitigen Unterhaltungen aus; und der leichte Sinn des jugendlichen Blutes tritt oft von hier aus in das angrenzende Gebiet des Leichtsinns über. Da ist kein Ahnden ihrer höhern Bestimmung sichtbar! Jenes stolze Gefühl, in ihrer Blüthe sich die Hoffnungen einer ganzen Menschheit zu denken, liegt im Schummer,

und kann oft ganz verdrängt werden, wenn nicht gerade ein edler Mann, der ihr Herz fesselte, es weckt und sie einem bessern Geiste entgegen führt, der sich dann auch den Umgebungen ihrer geselligen Verhältnisse mittheilt, und sich an der Seite ihrer Mitschwester ausspricht. Beynahe möchte ich daher in unsern Zusammentünften, selbst unter Mädchen, das Kartenspiel in Schutz nehmen; denn außerdem, daß es an und für sich weit unschuldiger ist, als manche geisttödtende und herzvergiftende Unterhaltung, so habe ich auch den Vortheil dabey, meinen eignen Ideen freyen Spielraum geben zu können, indem ich ein zweytes Spiel mit dem Zufall einleite, und in den Spiegel menschlicher Leidenschaften bey dem so verschieden waltenden Interesse blicke. Dagegen muß, in den Kreis abgemessener Formalitäten gebannt, Geist und Herz des zarter fühlenden und höher strebenden Weibes ermatten, und den jüngern unsers Geschlechts wird dadurch kein Vorbild zur Beförderung ihrer sittlichen Ausbildung vorgehalten. Doch bleibt dieß nur das Hülfsmittel, und der Zweck kann nie in der anerkannten Nothwendigkeit ruhen, denn ich bin überzeugt, daß unsre geselligen Unterhaltungen dann einer vorzüglichen Verehlung fähig wären, wenn Geist, Herz und Wille im dreyfachen Bunde mit echt weiblicher Humanität hinein getragen würden, und harmonisch
in

in einander wirkten. Künftig sollen Sie meine weisern Einfälle darüber hören.

II.

Allerdings, liebe Freundin, kann durch das, was ich Ihnen am Schlusse meines vorigen Briefes sagte, den weiblichen Cotterien eine bessere Tendenz gegeben werden. Nur muß unser Geschlecht auch allgemeiner zu dem Gefühl der Leere und dem Bewußtseyn kommen, höhere Ansprüche von dem moralischen und geistigen Standpunkte unsrer geselligen Verhältnisse machen zu dürfen; und dann nicht mehr die Einzelnen verdammen, welche in der Bildungsschule günstiger Umstände früher einer veredelten Weiblichkeit entgegen reiften, und sich daher den ihnen nicht genügenden weiblichen Zirkeln, so wie sie gewöhnlich sind, entzogen, um sich an den belehrenden Umgang der Männer, an ihre ernstern Ansichten des Lebens, anzuschließen und ihren Mitschwestern ein Ziel der Schmähsucht, des Kleinigkeitsgeistes und kalter Verachtung zu werden. Ich komme hierbey wieder auf das Kapitel der weiblichen Medisance zurück, welche besonders in unsern geselligen Annäherungen Eingang gefunden hat, und frage Sie, meine Freundin, ob denn wirklich die Lästerungssucht, und namentlich gegen unser eigenes

Geschlecht, so groß unter uns sey, als man gewöhnlich zu glauben veranlaßt wird, und aus welchen Quellen sie herstamme! Das Erstere zu behaupten, hieße die Humanität verletzen, deren Charakter in dem Ideale der reinen Weiblichkeit selbst gegründet ist; und daher kann, was Gewohnheit, Weltton oder vernachlässigte Erziehung uns angeeignet haben, nicht mit den Eigenthümlichkeiten unsers Geschlechts verwechselt werden. In so fern es also nicht Grundzug unseres Charakters ist, der Verläumdung gegen unser eigenes Geschlecht Gehör zu geben, und diese nur das belebende Prinzip der geselligen Unterhaltung ausmacht, in so fern glaube ich, ist sie auch weniger vielumfassend und eingeschränkter in ihren bösen Wirkungen, als man sonst wohl voraussetzen dürfte. Zudem entwickelt sie sich größten Theils aus zufälligen Ursachen, und ist schon deswegen nicht so furchtbar, als es scheint. Der Hauptgrund ihrer Entstehung liegt gewiß zunächst in der weiblichen Phantasie und dem Mißverhältnisse, in welchem diese mit ihrem innern Reichthume zu der äußern Beschränktheit unserer Sphäre auf dem Schauplatze des Lebens steht. Wir streben zur Entschädigung unwillkürlich nach Erweiterung unsrer Gefühle, und täuschen uns dabey oft selbst, indem wir die Erscheinungen im Menschen nach unsern Ansichten gestalten und nicht rein genug auffassen. Wir geben

uns leicht den ersten Eindrücken hin, urtheilen mehr nach dem Schein, als daß wir nach der Wahrheit forschen sollten, und so bildet sich allmählig die erste Grundlage zu der unter uns herrschenden Medifance. So allgemein aber auch ihre erste Entstehungsurache ist, so sind doch die besondern Quellen ihrer Ausströmung von sehr verschiedenem Gehalt. Bey dem Einem ist es das Streben, sein Ich durch die Verkleinerung Anderer desto geltender zu machen; bey dem Andern eine unbewusste Rache an dem Schicksal, welches unsre Nebenmenschen mit äußern und innern Vorzügen mehr als uns ausstattete; bey dem Dritten Eifersucht in der Liebe und Freundschaft; bey dem Vierten Spiel des Wiges; bey dem Fünften Geistesarmuth; bey dem Sechsten Hang zur Geschwähigkeit; bey dem Siebenten Mangel an vielseitiger Ausbildung; bey dem Achten Mittel zu besondern Zwecken; und dergleichen Triebfedern mehr, welche sich in ihren Verhältnissen nach der Individualität nanciren, und mehr oder weniger durch unser Selbst aussprechen. Alles dieß giebt uns aber auch zu erkennen, daß der Vorwurf, welchen man unserm Geschlechte wegen seiner schonungslosen Urtheile machen kann, durch verzeihliche Affekte, durch unwillkührliche Gefühle, veranlaßt werde, und in der Brust des nicht ganz voll-

endeten Weibes nie völlig ausgerottet werden könne. Eben dieser Vorwurf trifft aber auch nur die Oberfläche unsers Seyns; denn das tiefere Innere schließt menschlichere Gefühle in sich, welche nur in dem großen Ganzen sich verbergen. — Die meisten unter uns lassen sich bloß von dem Strudel fortreißen, wenn sie in den weiblichen Zusammentünften dem Götzenbilde der Verkleinerungssucht huldigen; bewußtlos helfen sie die Fäden ausspinnen, welche der Zufall und das einseitige Urtheil der Einem oder der Andern anlegte; und wenn das Bewußtseyn sich einstellt, heiligern Zwecken entgegen zu gehen, so haben sie nicht Kraft genug, diese überall geltend zu machen, und begnügen sich, ihr Mißfallen durch Schweigen zu erkennen zu geben. Es gehört nicht nur ein fester Wille, sondern auch eine edle Resignation dazu, der Parteyssucht in den Weg zu treten, und dadurch sich selbst einer zweydeutigen Beurtheilung auszusetzen. Der Keim des schonendsten Zartgefühls in jedem von uns ist in der dreysfachen Schale der Convenienz, der Gewohnheit und vorgefaßter Meinungen so tief verschlossen, daß nur die Sonne des freundlichen Nesthers, welche zugleich unser Herz erwärmt, wenn sie die Strahlen unsers Geistes anzündet, die Hülsen, die ihn umschließen, zu lösen, ihn seiner schönsten,

reichsten Entfaltung entgegen zu führen und dadurch die Früchte zur Veredlung unsers Geschlechts zur schönsten Vollkommenheit gedeihen zu lassen vermag.

III.

Bei den fortgesetzten Beobachtungen, welche ich Ihnen, liebe Freundin, über den Geist der Unterhaltung in unsern geselligen Zusammenkünften mittheile, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der Unterschied zwischen der wahren Bildung rein weiblicher Seelen, und der bloß auf Bildung Anspruch machenden und affectirten, nirgends hervorstechender und fühlbarer ist, als gerade da, wo ohne männliche Einwirkung sich unser Inneres aufthut, wo wir uns ganz als das geben, was wir sind, und Geist und Herz bey unsern traulichen Annäherungen gegen einander austauschen. Wenn die echte Bildung sich durch den feinen Tact des moralischen Zartgefühls ankündigt, und durch die harmonische Thätigkeit des Geistes und Herzens eingreifend wirkend in dem Leben sich bewährt, womit sie in ihrer veredelten Natur mit magnetischer Kraft auch die ungleichartigsten Körper an sich zieht; so ist jene Aferbildung, welche sich durch Sentenzen ausspricht, und in dem Kunstgebäude einer schön klingenden Rede, wozu vielleicht die glänzendsten Schrift-

steller unsrer Nation die Materialien liefern mußten, das Abstoßendste in unsern größern weiblichen Zirkeln. Durch ihre heterogene Zusammenstellung mit dem anspruchlosen Wesen, und der zuweilen etwas rohen Natur einer dritten Gattung unsrer Mitschwester wird eine Spannung hervorgebracht, welche unsre gesellige Unterhaltung entweder zur Karrikatur macht, oder sie so begrenzt, daß an keinen wahren Genuß zu denken ist. Wollen wir mit einem realen Gewinn für unser eigenes Leben den geselligen Genuß eintauschen, und ihn nicht bis zu einem einformigen Zeitvertreibe herabwürdigen, so müssen wir geben und nehmen nach dem Verhältniß unsrer gegenseitigen Kräfte. Aus dieser Wechselwirkung geht das Lebendige der Unterhaltung hervor, worin das Interesse des gesellschaftlichen Lebens liegt. Dabey müssen wir uns auch verstehen, um uns nicht durch Vorurtheil und einseitiges Auffassen der Personen irre führen zu lassen; denn dieses beengt mehr als alles Andre, mehr als Medisance und Gemeinheit, die Unterhaltung unsrer Zirkel, und macht sie für edle Frauen ungenießbar und zurückschreckend. Blicken Sie um sich, liebe Freundin, ob nicht der größte Theil solcher, mit denen wir gewöhnlich umgehen, noch sehr falsche Begriffe und sehr dunkle Vorstellungen von unsrer sogenannten Bildung hat, und damit einen wahren

Despotismus über uns ausübt. Wie oft wird uns nicht eine prahlende Gelehrsamkeit da Schuld gegeben, wo bloß ein geläuteter Geschmack ein weibliches Urtheil über ein oder das andre Kunstprodukt hervorbringt! Mit welchem, wo nicht verächtlichen, doch sehr zurückhaltenden Benehmen empfängt man diejenigen unter uns, von denen man weiß, daß sie, außer der Nähnaedel und der Kochkunst, ihren Geist noch mit etwas anderm beschäftigen! Immer denkt man an die so verschriene weibliche Gelehrsamkeit, wenn sich ihr Gefühl auch ganz vermenschlicht darstellt; indem sie von den Fähigkeiten Gebrauch machen, welche ihnen die Natur selbst durch den feinsten Instinkt für Beobachtungen anwies, den sie auszubilden Gelegenheit finden. Es folgt daraus, daß wir gegenseitig zurückhaltend, und folglich in unsern Unterhaltungen matt werden, und selbst der gemeinnützigsten Lektüre eines Almanachs nicht gedenken, um nur nicht solchen Beschuldigungen ausgesetzt zu seyn; geschweige, daß wir eines Hubers tiefe Charakterblicke oder Jean Paul Richters üppiges Phantasiespiel zergliedern sollten. Bey dieser Selbstbeschränkung unsers gefelligen Genusses entbehren wir mehr, als die meisten von uns sich selbst weder gestehen mögen, noch in einem dunkeln Gefühl es sich deutlich gemacht haben. Denn in ihm liegt alles Große und

Schöne zur Erweiterung unsers Innern und zur harmonischen Uebereinstimmung unsers Wesens. Mögen Sie daher die Vorschläge und Mittel gut heißen, welche ich Ihnen in meinem nächsten Briefe vorlegen will, um einen lebendigern Geist und ein menschlicheres Interesse in die Kreise unseres Geschlechts zu hauchen.

IV.

Fast ist mir bange, meine Theuere, daß Sie mit so großen Erwartungen meinen Einfällen über Verbesserung unserer Unterhaltungen entgegen sehen, da ich Ihnen bisher ihre Beschaffenheit so charakterisirt habe, daß kein helles Resultat daraus hervor zu gehen schien. Freilich ist des Weibes Herz für die leisesten äußern Eindrücke empfänglich: warum soll also bey einer recht lebhaften Empfindung dessen, was wir bedürfen und entbehren, nicht auch die Kraft und der Wille hervorgehen, sich selbst eine andre Richtung zu geben und dadurch auf Andre zu wirken? Auf einmal würde eine Menge von Schwierigkeiten gegen die verbesserte Einrichtung unsrer Gesellschaften dahin schwinden. Erkenntniß seiner Fehler ist schon halbe Besserung, und Glaube an die Menschheit, als den Keim alles Großen und Guten, welches die Erde

und der Himmel in sich faßt, der erste Schritt zur Veredlung und Belebung unsers Geistes und Herzens. Sind wir also nur erst aufmerksam auf das, was uns mangelt, und können wir uns von dem Alltäglichen des gewöhnlichen Lebens zu einem höhern Standpunkt erheben, so finden wir auch leicht die Mittel, die Schranken unsrer beengten Unterhaltung zu erweitern.

Das erste Erforderniß ist die für unser Geschlecht zweckmäßigste Bildung, welche ich kurz gefaßt den praktischen Ueberblick über das Leben nennen möchte. Indem sie der Leitstern unsrer Zukunft ist, scharft sie das Auge für die Gegenwart, und läutert die Erfahrungen der Vergangenheit zur praktischen Lebensweisheit. Wir bedürfen zu dieser keine andern Vorkenntnisse, als Sinn für Beobachtungen und ihre zweckmäßige Anwendung in unsern eigenen, oder in fremden Verhältnissen. Bringen wir allgemein diese Grundlage mit zu unsern geselligen Kreisen, so wird auch der wahre Geist und das reichhaltigste Interesse von selbst sich entfalten. Wollen Sie wirklich, liebe Freundin, meine weitem Vorschläge hören, die ich Ihnen zu einer Verbesserung unsrer Gesellschaften vortragen will, so denken Sie nur, daß es die einfachsten Wünsche eines sehr warmen Herzens sind, welche ihre Anwendbarkeit nur in dieser Uebereinstimmung möglich machen.

Lassen Sie uns zuerst darauf bedacht seyn, alles Steife und Ceremoniöse, so wie jede anspruchsvolle Ziererey zu verbannen, und bey dem innigsten Anhalten an unser Zartgefühl der Schicklichkeit, fest darauf bestehen, keiner herzlosen Konvenienz zu huldigen, da, wo es nur Sache des Herzens ist und einer traulichen Annäherung gilt. Ueberlassen wir es also immerhin dem Zufall, uns die Stelle anzuweisen, die wir in der Versammlung einnehmen sollen; wir gewinnen dabey an freyerer Unterhaltung, wenn wir nicht nöthig haben, ängstlich auf das zu denken, was Form und Gesetz bey andern Gelegenheiten uns vorschreiben. Diese äußere Zwanglosigkeit entbindet auch den Geist von seinen Fesseln, und entwickelt alle die heitern Ansichten des Lebens, welche die Seele unsrer Gespräche seyn müssen. Wir kommen zusammen, uns zu erheitern, zu zerstreuen, auszuruhen von den eintönigen Beschäftigungen des Hauswesens, um sie mit neuer Thätigkeit fortsetzen zu können. Was kann uns angenehmer und für unser Gemüth anziehender seyn, als wenn wir uns gegenseitig unsre Erfahrungen, sey es aus dem Innern unsers Hauses oder aus der großen Welt, mittheilen, sie mit Geist und Wärme vortragen, und gegen andre eintauschen, welche unsre Ideen wecken und eine reiche Ernte für unsre weitere Ausbildung geben?

Sind dann nur erst unsre Lebensgeister aufgeregt, und wir empfänglich für diesen höhern Genuß der Geselligkeit, so finden wir auch leicht die Mittel, die so eingeleitete Unterhaltung in dem Gange fortzuführen, ohne daß drückend leere Zwischenräume entstehen könnten, welche uns wieder in die Zeit zurücksetzen, wo wir unsre Existenz nur als das Mittel brauchten, entweder zu repräsentiren, oder satyrischen Ausfällen Gehör zu geben, und unsre einseitigen Begriffe und Urtheile zu zeigen. Ein noch edleres und dabey ganz menschliches Interesse kann unsere Unterhaltung dadurch gewinnen, wenn wir uns über die zweckmäßigste Anwendung unsrer Wohlthaten, von welcher Art sie auch seyn mögen, besprechen, und so, bald mittelbar, bald unmittelbar, in physischer und moralischer Hinsicht, unsrer heiligen Bestimmung gemäß, schätzende Genien der leidenden Menschheit werden. In diesem erhabenen Berufe schließen wir uns an die Gottheit an. Wir betreten unsere Gesellschaften als einen Tempel, in welchem wir als Bürger zweyer Welten die Reize niederer Sinne dem reinsten Genuße zum Opfer bringen, veredelt daraus hervor zu gehen, um in dem Garten des Lebens die Blüten der bessern Menschheit zu vervielfältigen, und die Keime des Guten schon in ihrem ersten Aufknoepen zu wahren.

Hier höre ich Sie, meine theuere Freundin, mich eine Schwärmerin schelten! und Sie mögen Recht haben, wenn Enthusiasmus für das ins Werk zu setzende Gute diese Benennung verdient, und dieser Art von Begeisterung keine Grenzen zu setzen wären. Allein ich will gleich wieder zur ruhigen Besonnenheit zurück kehren, um über den Geist unsrer Unterhaltungen weitere Rücksprache mit Ihnen zu nehmen.

Ungeachtet der ernstern Tendenz, von welcher ich bisher ausging, nehme ich doch gern den heitern Scherz, mit anspruchlosem Witze und leichter Laune gewürzt, in unsre geselligen Kreise auf. Wir bedürfen dieser Anregung zum Frohsinn eben so sehr, als es die Anmuth und Grazie der weiblichen Unterhaltung überhaupt erheischt. Das Talent, von Allem die lachendsten Seiten heraus zu finden und in dem Rosengewande einer lieblichen Phantasie darzustellen, ohne von dem Pikanten etwas zu verlieren, wird dazu am willkommensten seyn. Auch schlage ich zur Abwechslung gemeinschaftliche Spiele des Witzes und launiger Einfälle vor, entweder in einem poetischen Erguß oder in räthselhaften Aufgaben. Zu der uns so angemessenen musikalischen Unterhaltung besitzen wir ja noch nicht allgemeine frühe Anleitung und hinreichende Fertigkeiten. Zur Ausbildung unsers im Ganzen sehr vernachlässigten Geschmacks wäre es

wohl auch vortheilhaft, stundeweise eine ausgewählte Lektüre in unsre weiblichen Gesellschaften zu bringen, und darüber aus dem Gesichtspunkt unserer Verhältnisse, nämlich mit weiblicher Zartheit, doch zugleich vielseitig, darüber zu urtheilen. Welchen Gewinn könnte selbst das gebildete Publikum von einer solchen Geistesnahrung haben, wenn die guten Schriftsteller unserer Nation darauf rechnen könnten, ihren Wirkungskreis durch unser ganzes Geschlecht noch um ein Mal so viel erweitert zu sehen! wenn die schlechtern nicht mehr aufgemuntert würden, darauf hin zu arbeiten, daß sie wenigstens bey uns Eingang

finden, wenn sie das geprüftere Urtheil der Männer verwarf!

Hier, meine Freundin, haben Sie meine Gedanken und Wünsche für den bessern Geist der geselligen Unterhaltungen unseres Geschlechts. Ich weiß, es sind nur Bruchstücke aus einem weitläufigen Kapitel; doch um so weniger darf ich fürchten, Ihnen ein Ideal vorgehalten zu haben, dessen Realisirung nach dem gewöhnlichen Gange unserer bürgerlichen Verhältnisse nicht zu hoffen wäre. Sollte es auch für echte reine Weiblichkeit durchaus unausführbare Ideale des Wahren und Guten geben?

E * * * s.

Toilettenscene

zwischen

einer geistreichen Dame und ihrem Kammermädchen.

Fragmente eines größern Ganzen.

Die Dame (greift in eine Schachtel voll künstlicher Blumen und nimmt eine Guirlande heraus.)

Diese Guirlande von Sinnvioletten! wie meinst Du, Melisse?

Das Kammermädchen. O sehr schön! wunderschön! Sie sehen überhaupt heute bezaubernd aus!

Die Dame. (Einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel werfend) Findest Du das?

Das Kammerm. (indem sie ihr die Guirlande aufsetzt) Ja, bey der heiligen Cäcilia, gnädige Frau! ich möchte heute nicht an Jemandes Stelle seyn!

Die Dame (lächelnd). An Jemandes? wen meinst Du?

Das Kammerm. O Sie verstehn mich wohl! (bedeutend) Graf — Reichenberg! —

Die Dame. Närrin!

Das Kammerm. Ja, ja, den haben Sie fest!
Die Dame (immer heitrer). Närrin, woher weist Du das?

Das Kammerm. Oho! da hätte ich blind seyn müssen, wenn ich das nicht hätte sehen wollen! Ich kam ja hinein gestern Nachmittag, um Ihnen den Schneider anzumelden, wie Sie dann heraus gingen, was für Blicke er Ihnen nachwarf!

Die Dame. Närrisches Ding! das hast Du gesehen? (sie greift nach einem Bande) Melisse, dieß Band werde

werd' ich nicht mehr tragen! (Sie giebt es ihr) Was sagte denn der Schneider, als Du ihm vorhin mein Kleid hinbrachtest?

Das Kammerm. Er sagte, es würde sehr schön aussehen; aber es wäre die höchste Zeit. Es war doch gut, daß Fräulein Cäcilie *) heute früh mit Tagesanbruch aufstand und es fertig stickte, sonst wäre es wohl zu spät geworden. Nehmen Sie nur, in einem Tage! und Richard thut doch gewiß, was er thun kann; er ist ein sehr geschickter Mensch.

Die Dame. Ja, ja, es werden ein Paar geschickte Leute zusammen kommen, wenn Du ihn heirathest! (Melisse lacht.) Also Graf Reichenberg folgte mir mit den Augen?

Das Kammerm. Freylich! und was für schöne, freundliche Augen hat er!

Die Dame. Du findest ihn also schön?

Das Kammerm. O freylich!

Die Dame (vertraulich). Höre, Melisse, ich glaube, Frau von Guldenstern **) macht Jagd auf ihn! — —

Das Kammerm. J, sie will ja den Herrn von Thorneck heirathen! Nun freylich glaub' ich wohl, daß ihr der Herr Graf Reichenberg besser gefällt, als der

*) Die Stieftochter der Dame.

**) Die Busenfreundin der Dame.

steife Herr von Thorneck mit seiner Römischen Perücke! — Aber mit dem Vorsatze kommt sie weit linker Hand!

Die Dame. Sie ist eine Witwe, er ist schön und reich, das Partiechen wäre nicht übel!

Das Kammerm. Wenn er sie nun aber nicht liebt?

Die Dame. Warum nicht? Er liebt als ein genialischer Mensch alles, was gelehrt und geistreich ist, und Frau von Guldenstern ist gelehrt und geistreich; auch ist doch ihr Ansehn nicht häßlich! — —

Das Kammerm. Aber Sie sind zehn Mal schöner, und zehn Mal geistreicher, gnädige Frau! Mein, halten Sie mir zu Gnaden, Frau von Guldenstern hat doch viele Mängel an ihrer Person! Erstlich die röthlichen Haare, wenn sie sie gleich pudert. — —

Die Dame. Und die gelben Zähne.

Das Kammerm. Auch geht sie so gebückt und vorwärts mit dem Kopfe. — —

Die Dame. Und dann hat sie so ein fatales schmachtendes Wesen an sich. — —

Das Kammerm. Mein, liebe gnädige Frau, es ist gar nicht daran zu denken!

Die Dame. Höre, Melisse, ich will Dir meinen Plan entdecken: fesseln wird ihn Cäcilie nie, aber daß er sie heirathen möchte, wünsch' ich von ganzem Herzen.

Das Kammerm. (erschauend). Wie, gnädige Frau? Da verblöden Sie ihn ja! Dann könnte es Ihnen ja einerley seyn, ob er Frau von Guldensfern, oder Fräulein Cäci — — —

Die Dame (gibt ihr eine Ohrfeige). Inkonssequentes, albernes Geschöpf! — Da kann ich mich gleich ärgern über solche Einfalt! Begreifst Du denn nicht? wenn er Frau von Guldensfern heirathet, verlier ich sein Vermögen und sein Herz; denn die Guldensfern weiß ihn mit ihren verwünschten Poetereyen zu fesseln und zu unterhalten; heirathet er aber meine Stieftochter, so können wir fürs Erste sein Vermögen gut brauchen, fürs Zweyte wird Cäcilie nie einen Mann von Geist festhalten können; nicht lange, so wird sie ihm langweilig werden — — Du weißt schon, wie das geht! — — sie wird dann seinen Namen besitzen — — — und ich sein Herz!

Das Kammerm. Ja, das ist wahr! (läßt ihr die Hand) Seyn Sie nicht ungnädig! ich hatte es nicht so bedacht. — — Aber ärgern wird sich Frau von Guldensfern! ärgern, daß sie schwarz werden wird! — Sie sieht ohnedies nicht weiß!

Die Dame (lacht). — Also glaubst Du gewiß, daß er mir den Vorzug vor der Guldensfern giebt?

Das Kammerm. Wenn ich doch so gewiß wäre, den besten Platz im Himmelreiche zu bekommen!

Die Dame. Höre, Melisse, Du hast Dir immer ein Spizentuch gewünscht, nimm nur das mit den Points dort aus der Kommode! Ich habe es ohnedies schon lange getragen. —

Das Kammerm. (faßt ihr die Hand). O meine beste gnädige Frau!

Die Dame. Setze mich nur morgen auch recht hübsch auf! Reichenberg wird mit uns essen. (sie sieht noch ein Mal in den Spiegel und sieht auf.) So wär' ich denn nun ganz fertig! — Nun, wie gefall' ich Dir?

Das Kammerm. O herrlich! wie eine Königin! wie eine Göttin! — Der stolze Wuchs! die große majestätische Adlernase! — —

Die Dame (in den Spiegel blickend). So groß findest Du meine Nase?

Das Kammerm. Ja! Man wird selten eine so schöne große Nase finden.

(Das Gesicht der Dame überzieht sich wieder.)

Das Kammerm. (zitternd). Ich rede nämlich von geistiger Größe, liebe gnädige Frau! — —

l. B.

U e b e r d i e M o d e .

Ich möchte auch gern einmal unter die schöne Welt mich mischen, aber ich möchte dieß auch so thun, daß ich nicht das Schicksal des Kauzes unter den Singvögeln erlebte, der durch den einstimmigen Zusammenklang der spottenden und gekenden Kehlen aus ihrem heitern Gebiete wieder in sein nächtliches Reich zurück getrieben wird. Was wähle ich denn, daß ich erstlich locke und dann gefalle? Ja, da sieht es. Wer nicht alle Tage spielen kann noch darf, der wird unter seinen Leuten gar leicht kauzig und lächerlich. Nun auf diese Gefahr hin, bedeckt mit dem Schilde der Anonymität, will ich ein Paar Worte über die Mode sagen. Ueber die Mode? wer wird da nicht aufmerken, wer wird da nicht meinen, etwas Besseres zu wissen, als was er hören kann? Aber nur Geduld, ihr lieblichen und schimmernden Schmetterlinge der Jugend und Freude! Man kann ein Wort

tausend Mal gehört und zehntausend Mal ausgesprochen haben, und hat vielleicht nicht ein einziges Mal etwas dabey gedacht. Dieß sage ich nicht übermüthig, sondern demüthig, mir selbst in die Brust greifend; denn ich würde sehr in Verlegenheit gerathen, wenn ich haarklein und scharf den Begriff des Wörtleins Mode bestimmen sollte. Ich will nur bey dem unschuldigen Worte gleich Anfangs Eines zur Entschuldigung hinwerfen, sagend, die Mode verhalte sich zur Sitte und Kunst ungefähr, wie die Polizey zur Regierung und Gesetzgebung; sie greift, eben wie die Polizey, in die verwandten Zweige so ein, daß man mehr andeuten, als bestimmen kann, was sie sey.

Daß ihr aber, ihr liebenswürdigen und spielenden Kinder der Frühlingswelt, die in unserm Norden überdieß so früh vertrocknet und verfriert, daß ihr mir aber ja nicht fürchtet, ich wolle euch mit der Schwarz-

künsteley einer neuen Litaney über euer fröhliches Leben fahren und euch so zwingen, auf den Kauz! auf den Kauz! zu schreyen! Mein, wenn ich auch etwas Besseres in der Ferne hoffe und wünsche, so sehe ich jezt doch nichts Besseres, und gehe selbst noch so mit in der wechselnden Maskerade unsrer Sitten, wie ich kann und muß. Ich will hier auch gar nicht schelten, daß die Mode überall unter uns als eine Herrin ist, und daß sie gerade so und nicht anders herrscht, sondern ich will nur einige Striche ziehen, gleichsam Umschattungen einer Gestalt, die eine bessere Hand zu einem lustigen Gemählde machen könnte — einige dünne Strichlein will ich ziehen, die leicht wieder auszulöschen sind, im Fall sie keine Zeichnung haben, und diese Strichlein sollen seyn, wie die Finger der Hand, Zeiger, warum die Mode unter uns herrschend ist; doch sollen sie, wo möglich, auf die Weise Fingerzeiger seyn, daß Keiner durch sie roth werde vor Gram oder Zorn.

Aus allen Philosophien, Metaphysiken und Psychologien habe ich leider mit meinen Maulwurfsaugen nie heraus finden können, was in dem Innersten der Menschenbrust lebt, was die ganze Menschengestalt umwächst, oder vielmehr, woraus, wie aus ihrem Keim, jegliche individuelle Menschenbildung herauswächst. Freylich wissen die Herren vieles von Grund-

trieben und Grundanlagen unsrer Natur zu sprechen, aber leider wissen sie uns nicht selbst zu dem Grunde zu führen, wo sie liegen sollen, und also bleiben es Gestalten und Träume außer uns, von denen wir nichts glauben können. Eines weiß ich, was ich an mir selbst lerne, und an Andern erfahre, daß des Menschen Wesen in dem Unmaß besteht, da allen übrigen lebendigen Geschöpfen mit dem, was wir etwas selbstgefällig nur Instinkt zu nennen belieben, ein Naturmaß, eine Grenze gegeben ist, die sie willkürlich nicht überschreiten dürfen. Sage ich, des Menschen Wesen sey das Unmaß, so will ich damit nur die Abwesenheit des Maßes, keinesweges eine erwiesene Unfähigkeit andeuten, sich irgend ein Maß zu finden und zu setzen. Genug, sein Wesen ist, etwas zu erwerben und zu suchen, was ihm die Natur verbot, also seinen Zustand zu verändern, ich will nicht sagen, zu verbessern. Durch die Gewalt unsrer Natur, wir mögen dieß die Eigenherrschaft eines mächtigen Willens, oder die Nothwendigkeit irgend eines unbekanntem Lenkers nennen, werden wir bewegt und getrieben, und so groß ist unser Trieb zur Thätigkeit, daß, wer nichts thut oder schafft, uns überall nicht zu leben scheint. Die Thiere nehmen die Dinge an, wie sie sich ihnen darbieten, und gebrauchen sie zu ihrem Nutzen, wie sein Trieb jedem befiehlt. Der Mensch

verändert, bearbeitet, verschönert und verhäßlich Alles, durch seinen Schöpfungstrieb erregt, und obgleich die Elemente der Dinge nicht von ihm abhängen, so liegt ihre Erschaffung und Umschaffung doch mit in seinem Herrschertreife. Wer sah je den Fuchs, dieses schlaueste von Aesopus Thieren, sich seine Ohren und seinen Schwanz bestutzen und bescheren, oder mit seiner leckenden Zunge absichtlich vor dem Toilettenspiegel eines klaren Baches sein witziges Köpfchen, oder seinen bepelzten Leib zu einer veränderten Gestalt bilden? Aber man sehe den Menschen, wie so ganz anders! Er fängt mit seinem Leibe an, wenn er nackt geht. Wer weiß nicht, wie viele Narben, Streifen, Zirkel, Farben er ihm einbrennt, einsticht und einschneidet; wie er Nasen und Ohren, und was sonst durchbohrlich ist, durchbohrt und mit Steinen, Federn, Knochen und Muscheln ziert und entziert! Zum Gebrauch der Kleider fortgeschritten, verliert er mehr seinen Leib, und wenige Theile desselben bleiben seinen Augen und künstelnden Händen bloß gestellt. Dann geht jene Sucht auf die Kleider über und auf alles das, womit er seinen Leib zu bedecken und zu schmücken meint, bis er von diesen auf andere, bisher unberührte und unveränderte Gegenstände fortschreitet. Diesen Trieb, der Allen gemein ist, den man bei allen Völkern auch in ihrer ersten Kindheit findet, diesen angeborenen

und unauslöschlichen Trieb wollen wir den Kunsttrieb nennen. Er muß lange Lehrjahre haben, muß durch viele und lange Irrthümer gehen. Unter einigen Völkern ist dieß von einigen wenigen Göttersöhnen zu der Höhe gehoben und ausgebildet, daß es, mit dem Gedanken verbunden, das Gefühl für das Schöne und Göttliche heißen kann, und Werke erzeugt hat, worin die Götter mit ihrem Himmel auf Erden zu wallen scheinen. Doch in den Worten liegt keine Kraft; dieser Trieb ist nun einmal da und seine Schuld ist es, daß wir nicht nach Rousseaus Gebot zu zweyen und dreyen durch die Wälder und Berge irren, und daß wir ein schöneres Glück ahnden, als satt auf der Bärenhaut zu schnarchen.

Also kein Maß hat der Mensch, keine Zufriedenheit, da stehen zu bleiben, wohin ihn Zufall und Geburt setzten; er strebt immer nach etwas Anderem und Neuem, verändert an sich und an allen Dingen unaufhörlich. Diesen Trieb haben Einige den Fortschreitungstrieb in das Unendliche der Ausbildung und Vervollkommnung genannt, wir wollen ihn in der weitesten Bedeutung den Kunsttrieb nennen; eine Anlage, die den Menschen als Menschen von allen andern Geschöpfen auszuzeichnen scheint, indem das, was man bei einigen Thieren Kunst nennen möchte, doch seine bestimmten Schranken zu haben scheint, innerhalb

welcher sie ewig stehen bleiben. Vielleicht sind wir hier auch eitel; auch für den Menschen giebt es in Rücksicht der Kunst gewiß ein Ziel, worüber er nie hinaus wollen sollte, wo auch sein Kunstinстинт stehen bleiben sollte; aber das ist nun einmal seine Natur, daß er bei dem Besten so wenig, als bei dem Schlechtesten, stehen bleibt. Er kann das Vollkommene, aber auch das Schlechte machen; was die andern Thiere machen ist nur gut, denn sie machen es nach ewiger Naturnothwendigkeit: der eine Biber macht seinen Bau, wie die andern, der eine Finké baut sein Nest, wie sie alle. Aber doch bei aller Willkühr, die noch immer in den Thaten und Werken der Menschen zu herrschen scheint, bei der Vielartigkeit und Vielseitigkeit ihres Zustandes, der nun einmal nicht durchaus auf ewig festen Regeln begründet scheint, obgleich Viele diese Begründung hoffen; bei allem Unmaß, bei aller Nichtachtung einer schönen Nothwendigkeit, die der Mensch endlich finden und sich sehen sollte, erscheinen doch bei der unendlichen Masse des Wandelnden und Verwandelten in den verschiedenen Klimaten und unter den verschiedenen Nationen gewisse vorleuchtende Punkte, welche auch dem blindesten Auge nicht entgehen können, und über diese Phänomene, die in dem Wechsel etwas Bleibendes zu zeigen scheinen, sollen hier einige Worte gesagt werden. —

Wenn wir die Völker betrachten, die alten, wie die neuen, und auf ihre Sitten, ihre Kunst und ihre Moden sehen, welche ungeheure Unterschiede und welche ungeheure Verwirrung des Blicks, der eine solche Masse von Erscheinungen weder fassen noch sammeln kann! Anfangs, wenn man frohen Muthes und jugendlustig hinzutritt, die Völkergeschichten und Weisfen ein wenig zu beschauen, wie wird man von dem Strudel gefaßt, wie erblickt man in Allem mehr Zufall, als Willen, mehr Leiden, als Thun! Nur langsam löst sich die grobe Rinde ab, und wir glauben etwas Menschliches, d. h. Selbstkräftiges zu erblicken, doch, wenn wir weiter schauen, auch dieses an den letzten Faden einer großen und unbegreiflichen Nothwendigkeit gehalten, hinter welcher auch dem verwegendsten Blick schwindelt. So sehen sich aus dem Strudel gewisse Bruchstücke zu einem Inseichen fest, worauf man wenigstens zitternden Fußes stehen und das All der Verwirrung übersehen kann.

Sitten nennt man unter einem Volke gewisse bestimmte und bleibende Formen des Lebens in der weitesten Bedeutung; was auch eine solche Form des Lebens ist, aber keine solche feststehende, sondern was nach Jahren, Monaten und Wochen sich verwandelt, um einer neuen Form Platz zu machen, das nennen wir Mode. Nun entsteht die Frage: wie kommt es,

daß bey einigen Völkern die äußeren Formen des Lebens fast durchaus bleibend, also Sitten sind, bey andern fast täglich wechselnd, also Moden? Kurz, wie kommt es, daß einige Völker Sitten, andere fast nur Moden haben? — Zuerst erkläre ich, daß mir die allgemeine Typologie, die nach einigen Philosophen durch das All der Dinge gehen soll, auch in einem andern Sinn, als sie dieselbe nehmen, eine wunderbare Bedeutsamkeit in sich zu tragen scheint, daß jedes Naturwesen mit den umgebenden im engsten Zusammenhang steht, daß sie sich einander nicht bloß als Spiegel dienen, sich zu beschauen und jedes seines individuellen Lebens bewußt zu werden, sondern daß sie schöpferisch, dieß Leben selbst gründend, mit einander in einer hohen Mystik, einem tiefen Gesamtleben, verbunden sind. Es ist wahr ohne einen Traum der Astrologie, der Stern, der über mir leuchtet zum ersten Mal freundlich oder feindlich, bestimmt vielleicht mein Schicksal; der Baum, der vor meines Vaters Hüttenthüre stand, worunter ich meine ersten Schritte übte; die Blume, die mir blühte; die Biene, die mir sumfte; der Vogel, der mir die erste Melodie ins Ohr sang; das Meer, das mir brauste, machen mein künftiges Gemüth, sie machen also mein Schicksal. Dieß ist mein Glaube, und diesen Glauben bestätigt mir die Erfahrung an den Völkern, wenigstens

so wie mir diese Erfahrung erscheint. Ich muß hier etwas weit ausholen, doch sollen alle wechselnden und abspringenden Töne wieder auf diesen Grundton zurückklingen.

Es giebt Striche der Erde, die dem Menschen verfaßt scheinen und wohin nur die Keckheit, durchaus ein Geschöpf aller Klimate seyn zu wollen, ihn geführt haben kann; solche sind die brennenden Gegenden unter der Linie, die erfarrenden zu den Polen hin. Da wird dieses thätige, strebende, selbstschöpferische Wesen durchaus ein Sklav der erbarmungslosen Elemente, die er nicht überwinden kann; er dient als Knecht, und seine edelsten Triebe erwachen nicht, weil er nichts kennt, als satt seyn und dann schnarchen: er ist dort gleichsam ein Thier mit einem ewig bestimmten Instinkt der Noth; in jenen unseligen Klimate kann von Sitten, nicht einmal von Moden, geschweige denn von Kunst die Rede seyn. Auf diese verbrennenden und erfrierenden Klimate folgen diejenigen, welche man die heißen nennen kann, welche aber schon gemäßigte Jahreszeiten haben. Was sieht man in diesen heißen Klimate, die man mir aber nicht mit jenen glühenden verwechseln soll? Man sieht eine wunderbare, beinahe unvergängliche Gleichheit der Natur, welche in aller Ueppigkeit der Vegetation, bey aller Masse, allem Farbenglanz und Schimmer, womit sie

ihre Dinge ausgestattet hat, doch eben durch ihre Unwandelbarkeit einen großen Ernst hat. Die meisten Bäume haben ewiges Laub und Blüten und Früchte zugleich. Die Thiere sind stolz, ernst, stark an Muskeln und Sehnen, verändern weder Haar noch Farbe; die Vögel schimmern in edlem Glanz der Farben und plappern und schnattern statt des Gefanges; selbst die Gräser und Blumen bewahren fast ihre bleibende Einerleiheit; der Mensch selbst, als Herr in diesem üppigen, glanzreichen Klima, ist heftig und brausend, aber dieß Brausende und Feuerige unter einem tiefen Ernst verhüllend. Man höre die Europäer, die mehrere Jahre, ja die Jahrzehende in diesen Ländern lebten, was sagen sie aus als ihre Erfahrungen, welchen wir glauben müssen, ehe wir selbst andre haben machen können? Sie sagen, auch ohne durch Krankheit oder Ungewohntheit des Klima sehr angegriffen worden zu seyn, haben sie nach einigem Aufenthalt in solchen Gegenden sich wunderfam verändert gefühlt; auch ihnen sey das Europäische Hüpfen, jenes Wechseln und Wandeln mit dem Leibe und Gemüthe bald in einen ernsteren und gemesseneren Schritt des Südländers verwandelt, Alles habe sie gleichsam mit Gewalt dahin gezogen. Wirklich scheint es, um Alles mit Einem Worte zu sagen, als habe hier die bildende Natur ihre ganze Seele auf die Farbengebung

verwandt und den Gestalten also wenig Seele geben können; als erscheine fast alles als Gepräge draußen ohne Sorge für den Gehalt drinnen. Die Muskeln und Sehnen des Menschen, wie kräftig gezeichnet und ausgeworfen! seine Stirn, wie trockig! sein Auge, wie blitzend! Die Stämme der Bäume, wie hart! die Rinde selbst, wie saferig und unzerreißbar! ja noch die Früchte oft in harte Umgebungen eingeschlossen! die Vögel, wie bunt und lieblich gefärbt! — Aber des Menschen blitzendes Auge ist nichts als Blitz; der bunte Vogel hat keinen Gesang; die starren Bäume mit ihren eben so starren Blättern flüstern und säuseln nicht: es ist die Stärke, aber auch die Ungeschmeidigkeit auf allen Seiten. Der Mensch selbst ist hier nur im Zorn und in der Liebe beweglich, sonst starr, ernst und unspielend. Die Natur zeigt ihm rings nur Eine Gestalt; er selbst fühlt sich zufrieden in seiner Einerleiheit. Die Natur arbeitet in eigener Triebkraft den Leib voll aus, wie die Gestalten der Dinge um ihn; nach und nach entsteht so bey ihm ein Glaube des Festbestimmten und des ewig beschränkten Mases. Er verändert nichts weiter, als worauf das erste Bedürfnis, vielleicht in einigen Dingen auch der erste Zufall ihn führt, und sein bald gefättigter Kunsttrieb, der nie zum unendlichen genialischen Spiel lebendig wird, geht nur nach diesem Mase einige Stufen weiter

weiter und steht dann fest auf einer. So ein Volk kommt dazu, bald allein nur Sitten, nie aber Moden zu haben. Noch findet man in Syrien und Arabien das Kleid und die Sohlen, wie sie zu Abrahams Zeit getragen wurden, noch backt der Baduine seinen Kuchen und bestattet seine Todten, wie zu Moses Zeit; drey Jahrhunderte kennt der Indier den Europäer als seinen Räuber und Herrn, noch hat er auch keinen Flitter an seiner Kleidung, keine Sitte in seinem Leben geändert, als die ihm die Gewalt genommen hat, während der Europäer den Kopfsuß des Neuseeländers und die Schürze der Otahiterin nachmacht. Alles steht da ewig und festgegründet, wenn es einmal steht, auch wenn es nicht immer durch ein Gefühl der Zweckmäßigkeit und des Bedürfnisses, sondern durch das bloße blinde Ungefähr bestimmt scheint. Dünkt es einen doch beynah, als trieb hier die Natur die voll aufgegohrne, gediegene und üppige Lebensmasse gewaltig hervor, und als ward diese von der heißen Sonne zu früh gestaltet und festgehalten, verlor also an Geschmeidigkeit und Bildsamkeit, was sie in ihrem Feuerofen an Glanz und Härte gewann. Auch die Kunst hatte und hat in diesen Klimaten den Charakter aller übrigen lebendigen und todten Dinge. Die Kunst, die nur durch ein Gleichmaß von Ernst und Spiel ihre höchste Krone erreichen kann, wie sollte sie

bey diesem, was in Klima, Naturprodukten und Sitten unbeweglich und fast unwandelbar dasteht, wie sollte sie dabey jene Geschmeidigkeit, jene liebenswürdige Beweglichkeit der Grazien lernen, worin die ewige Haltung der Musik ist und wodurch sie allein zu ihrem Höchsten gelangen kann. Die Wunder eines Minus und einer Semiramis waren wohl, das Ungeheure der Masse abgerechnet, keine Wunder. So bewundert man die Ruinen von Persopolis noch; so die Trümmer des Labyrinths, die Pyramiden und Obeliskten der Aegypter. Es ist gewaltig, ungeheuer, erschütternd durch die Masse, aber dieses und das Kleinere, was man von Aegyptischer Kunst noch übrig hat, trägt es eine Spur von genialischer Lebensfreude und Leichtigkeit, wodurch die todten Gestalten der Kunst Ideale der lebendigen werden! Die neueren Chinesischen und Japanischen Tempel und Palläste mit allen ihren Schnitzeln und bunten Farben, sind sie nicht auch ein gleichsam unwandelbares klimatisches Produkt?

Wir gehen aus diesem meistens noch heißen Klima zu dem zweiten Grade der gemäßigten Zone über, was man den warmen Erdfriß nennen könnte, weil etwa nur ein Drittel des Jahres kalt zu nennen ist. Ich übersehe von diesem Strich, in so weit er kultivirt ist, Kleinasien, Griechenland, Italien, Südfrankreich und Spanien. Hier sind nicht mehr zwey

Jahreszeiten, ein langer Sommer und ein kurzer Winter, oder vielmehr eine kurze Sturm- und Regenzeit, sondern es scheiden sich die vier Jahreszeiten in ihrem ewigen Wechsel, doch so, daß die beiden lieblichsten die längsten sind. Hier stehen noch Bäume, welche Blüthen und Früchte zugleich tragen, aber neben diesen und dem ewig grünen Lorbeer, der Eypresse und der Myrthe dunkelt sich die schattige Eiche und die breitblättrige Ulme; die Blumen haben schon die glänzenden Tinten, die Vögel die goldnen Federn der heißeren Länder verloren, aber die ersten haben süßen Duft, die letzten lieblichen Gesang bey bescheideneren Farben. Es stehen hier die Symbole des Bleibenden und des sich Verwandelnden beysammen. Der Himmel selbst, meistens heiter und freundlich, hüllt sich hier schon öfter in Donnerwolken und kommt im Schnee und Hagel herab; die walddreichen Berge, die grünen Thäler, die belaubten Bäume, werfen zu Zeiten ihren Schmuck ab, aber doch nie fehlt es diesen Ländern ganz an Naturreiz, der nicht im Winter an den Frühling erinnerte. Alles ist hier mehr heiter und lieblich, als dunkel und gewaltig. So geht auch der Mensch einher. Der warme Himmel lockt alles bey ihm heraus zur runden leicht beweglichen Gestalt, die aber die Natur allein nicht selbst bildet, sondern wozu der Mensch helfen muß. Das flammende und verzückte

Auge des heißen Landes macht einem feurvollen und gedankenvollen Platz; seine gewaltige Stern des Grimms und des dämmernden Gefühls wird hier zum gewölbten Spiegel der Besonnenheit und Betrachtung; Sehnen und Muskeln sind schon mehr mit Fleisch bekleidet, und bilden, wenn durch Uebung der Leib zur vollen Gestalttrundung ausgearbeitet wird, eine hohe plastische Schönheit. In diesen glücklicheren Ländern ist die Ruhe der besonnenen Kraft und die Beweglichkeit der unsterblichen Freude; wie hier der Winter kein volles Bild des Alters ist, sondern in Blüthen und Blättern und Vogelgesang immer auf den Frühling hinspielt, so sollte auch den Menschen hier nie das Alter kommen; es ist das Land der Sokraten und Anacreone, in deren grauen Haaren unbelacht die Rose sitzen darf. Aus dieser klimatischen Unterlage der Ruhe, aus diesem leicht überhinschwebenden Sternenhimmel der Freude, der den glücklichsten Menschenorganisationen zu Theil ward, entspringt ein schönes Gleichgewicht der Ruhe und Bewegung, jenes Maß in der Reizbarkeit, welches die Kunstgenien erschafft und hält. Auch sind diese glückseligen Gegenden ältestens und neuestens der Lieblingsitz der Götter und Musen gewesen. Wer weiß nicht von Griechenland? wo fingen die ersten Nachtigallen des Frühling, der nach dem langen Winter des Mittelalters kam, zuerst an

zu singen, die lustigen Minnesinger? Wo lebten Danze, Ariost, Rafael, Allegri und Cervantes? In diesem Klima war nun nicht alles ewig fest bestimmt und also war auch das Unholde und Häßliche in Sitten und Künsten in ihm nicht verewigt. Man ging hier umher und suchte, tappte vielleicht lange, fand aber allmählig, was zweckmäßig und schön war, und wußte dieses fest zu machen. Wie die Künstler ihr berühmtes Maß des Polyklet hatten, so fanden die Leiber endlich ihr Maß des menschlich und klimatisch zweckmäßigen Gewandes und hielten dieses Maß durch viele Jahrhunderte fest. Weil aber das leichteste und künstlerischste Volk der Erde zu spielen haben mußte, so spielte es mit den kleinen Anhängseln und Zierlichkeiten, die nicht zur Drapirung, sondern nur zur Verzierung dienen. Auf diese lebenswürdigen Kleinigkeiten, die ein lebenswürdiges Volk so bedeutend zu machen weiß, war der Wechsel eingeschränkt, und nur in diesem hatten die Griechen Mode, und es gab in Athen, Milet und Sybaris Stüßer und Stüßerinnen trotz unserm London und Paris; aber wehe dem Stüßer, der es gewagt hätte, den Wurf des Mantels und den Schnitt des Kleides, woran die größten Künstler selbst nichts zu bessern fanden, zu verändern!

Mit den die Welt überschwemmenden und in sich

selbst versinkenden Rom verlor man den hohen Griechischen Geschmack, die Mode verbreitete ihr Regiment schon in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung viel weiter, als ihr gebührte; im dritten und vierten ahmte man schon Perier und Gothen nach; nachher rissen die wilden Barbaren und das damals finstere und alle Lebens- und Leibeslieblichkeit verdammende Christenthum die letzten Reste einer schöneren Zeit ein. Auch in diesen Ländern ist Mode für die Sitte herrschend geworden, da sie ältestens nur eine flatternde Spielerei um die Sitte war; aber bis auf den heutigen Tag bewahren alle germanisirte Nationen derselben eine größere Charaktereigenschaft, eine fröhlichere Besonnenheit, also eine größere Kunstanlage, und eine freiere Unabhängigkeit von der Mode. Der Italiäner, der Südfranzose und Spanier hat sich freilich auch das unklimate Kleid des Nordländers gefallen lassen, er ahmt endlich nach, was bei der Cour vor Georg und Napoleon gefallen hat, aber er ahmt nicht so ängstlich nach, wie der Nordfranzose, der Deutsche und Schwede. Er fühlt es, daß er nach der Stärke seines Gemüthes und nach der gleichmäßigeren Mischung seines Klima die Mode nur als ein Spiel, nicht aber als eine Herrschaft zu sich kommen lassen sollte.

Aus diesem glücklichen Erdstrich gehen wir zu

jenem gemäßigten über, den man den kalten gemäßigten nennen konnte, weil meistens in ihm kaum ein Drittel des Jahrs warm heißen kann und man in der Regel fast die Hälfte kalt nennen muß. In diesem Klima, wozu Nordfrankreich, Großbritannien, Deutschland, Skandinavien, Polen, Rußland gehören, wie verfährt da die Natur in ihren Bildungen und Erzeugungen? und was muß nothwendig aus ihrem Verfahren erfolgen? Auch hier sind vier Jahreszeiten, aber wie unregelmäßig in ihrem Wechsel und in wie manchen Gegenden und Ländern hier schon in zwey, nemlich Winter und Sommer, allein oft zusammenfließend! Auf die größere und längere Kälte, welche alles länger in Erstarrung hält, muß an den langen Sonnentagen wieder eine längere Hitze folgen, daß alles blühen und reifen kann in kürzerer Zeit; aber auch dieß geht nie einen festen Gang, so daß man so sicher auf das Wetter rechnen könnte, als in milderem Klimaten. Der schönste Sonnenschein, der heiterste und wärmste Tag wechselt oft plötzlich mit Sturm und kaltem Regen; man wärmt sich oft schon im März an der Sonne und möchte in den Hundstagen zuweilen die Pelze wieder hervorsuchen; mitten im Winter hat man oft Frühlingstage, heitere Sonnen und leichte Nebel, dann wieder die grimmigste Kälte. Die Naturprodukte dieser kalten und wankelmüthigen

Erdstriche treiben alle zu ungeheuren Körpern aus und empor; ihr Aeußeres, ihre Rinde, ihr Pelzwerk, ihre Blätter sind rauher und düsterer; die Erde selbst bedeckt sich hier für ihre flüchtigen Frühlingstage mit dichteren Schatten und üppigerem Grün, um sich im Herbst allenthalben desto trauriger mit dem Leichens kleide der Verwesung für den langen Winterschlaf zu verhüllen. Und der Mensch? Auch er trägt die Farbe seines Himmels. Rauh, stark, groß, oft auch schlaff bildet sich sein Leib, oder vielmehr muß er selbst ihn ausbilden durch Arbeit und Übung. Jene Rundung, jener schön organisirte Ausdruck der Muskeln und Nerven des südlicheren Himmels fehlt ihm meistens; doch dafür ist ihm das Fleisch, welches oft nicht liebliche Umhüllung eines scharfen Baues, sondern bloße Masse ist, gewöhnlich reichlicher zugetheilt. Die ganze Gestalt, die oft stark ist, hat eine Unbehüllichkeit und Schwerfälligkeit, welche bey gar Vielen in völlige Gestaltlosigkeit und in ein Zusammensinken übergehen. Und nun das Gemüth? Ja auch da kann ich nach meinen Erfahrungen, auch selbst meine guten Deutschen mit einschließend, nicht viel anderes sagen. Ich habe bey den Südländern, die ich gesehen habe, immer mehr Befonnenheit und Haltung gefunden, als bey dem Nordländer, wo nur gar zu leicht die Leidenschaft und die Empfindung wie ein reizender und

sein selbst nicht mächtiger Strom überbraust. Das Unstäte und Wechselnde des Klimas geht endlich mit in den Charakter über, und so unendlich schwer wird es also diesen Hyperboreern, sich ein Maß zu finden in irgend einem Dinge. Wo es auf die That, selbst eine in unendlichen Gliedern an einander gekettete That, also auf eine fortgesetzte Thätigkeit ankommt, die oft nur ein fortgesetzter Wechsel ist, da sind sie wohl noch an ihrem Plage, da mögen sie auch noch groß seyn; aber wo es auf das Werk ankommt, auf jene fröhliche Schöpfungsruhe, auf das stille Beschauen des Einem in Allem, wie ist es da so anders! Die Werke, die Kunst der verschiedenen Europäischen Völkerschaften mögen für mich sprechen, worauf ich nur hinweise. Haben wir Deutschen uns und den übrigen Nordländern nicht seit einigen Jahren den Prozeß gemacht, daß wir bis jetzt noch keine Kunst gehabt hätten? und ist diese wichtige Zwistigkeit so ganz grundlos? Ich glaube es nicht. Die Schönheit und die Kunst wird als ein Himmels Geschenk von den Göttern dem Sterblichen gebracht, sie wird in einem gewissen Sinn angeboren. Wie soll der Deutsche und Engländer sich den fröhlichen Himmel, die im leichtesten Wechsel spielende Gestalt der Natur, wie sich den leichtesten Leib und Sinn geben, der mit und an ihnen sich bildet? Welch ein Unterschied zwischen dem vollen

und nervig bestimmten Leib des Griechen und Italiens und dem des Deutschen und Schweden! Selbst wenn diese es zu einer hohen Gewandtheit bringen, wie soll das durch Anstrengung Erworbene erreichen das durch die Gunst der Himmlischen Gegebene? Wenn der Südländer seinen leichten fröhlichen Muth in der stillen Beschauung einer stimmenden Natur ausstirbt, so muß der Nordländer sich erst in der Phantasie machen, woran jener seine Phantasie unmittelbar spielen lassen kann. Daher singt der Italiener und Spanier frischweg aus dem Leben, der Engländer und Deutsche aus der Idee meistens ein überspanntes Leben, wo er uns Sentenzen, treffliche Ideen und Gedankenreichthum für Poesie verkauft, vergessend, daß der Künstler leben und schaffen soll, wie die Blume aus ihrer Knospe springt und der Vogel im Frühlingssonnenstrahl auf seinem Baum singt. Offenbar hat die nordische Natur hier Schuld, die so wenig schöne bleibende Formen zeigt, woran sich das Gemüth mit Liebe und Ruhe entzünden möchte, die selbst das Schönste schnell in den Wintertod reißt und alles mehr verdorren und erstarren, als eines sanftesten natürlichen Todes sterben läßt. Wir sind dunkel, wie unsre Wälder, trübe, wie unser Himmel, unstät und leidenschaftlich, wie unser Wind und unser Schneegestöber; wir sind mehr in Arbeit und im

Kampf mit den Elementen, erringen alles nur im Schweiß der Stirne, sehen überall mehr Untergang und Tod, als Sieg und Leben. Daher die Anstrengung der Reflexion, daher die tiefreißende Sentimentalität der Nordischen.

In diesem wechselnden Klima muß, wenn wir jene Naturanalogie festhalten, worauf wir uns stützen, bey fortschreitender Kultur lange die Herrschaft der Mode walten und spät die der Sitten kommen. Die Natur selbst giebt so wenig Symbole des Bleibenden und Ruhigen, und kann also auch das Feste nicht in der Menschenbrust erzeugen, die in solchem Klima nur durch Kampf sich stählen, d. h. die sich trohig verhärten, nicht aber milde stärken kann durch die bildende Zusammenstimmung der Umgebungen. Der Nordländer fühlt es täglich, wie sehr die Natur um ihn, wie sehr sein Leben und seine Organisation dem glücklicheren Süden nachstehe, er fühlt also bey der Characterschwäche, die wir auch angespielt haben, immer das Bedürfniß, wo möglich, im Aeußeren ein fremdes Leben nachzumachen, sich künstlich zu schaffen, was er natürlich nicht hat. Er fühlt, wenn er einmal zur Besinnung kommt, das Gestaltlose, das Unbehülliche seines Leibes, dem er nur durch Uebung einen Theil jener Freiheit und Elasticität geben kann, die ihm der rauhe Himmel und die zäheren Elemente,

womit er ihn nährt, nicht geben konnten. Einmal in diesen Zustand des ewigen künstlichen Bildens und Schaffens in sich hineingeworfen, kann er bey seiner Unstätigkeit nirgends ein Ziel finden und kommt wohl gar dahin, zuletzt zu wähen, eben in diesem dauernden Wechsel der Gestaltung des äußeren Lebens liege das, was man Huld und Amuth, mit Einem Worte Geschmack nennen könne; wer diesen ewigen Wechsel nicht mitmachen kann oder wolle, das sey ein kloziger, unfühlender, und ist er arm, wahrhaftig ein armer Mann. Hat es nicht die Kunst selbst sich hier gefallen lassen müssen, zur Mode zu werden, und haben bis jetzt die meisten Hyperboreer eine andere Brust für sie, als die der Mode? Wie spielt man mit Griechischen Tuniken und Gewändern, mit Otahitischen und Koischen Spinnengeweben an der Ostsee und Nordsee und meint dann was rechtes zu seyn! und doch hat man weder die Leiber noch die Himmel jener Glückseligen. Es ist dieses eben so abgeschmackt, als wenn ich unsrer Eiche die rauhe Rinde abreißen wollte und sagen, stehe lieblicher in der zarten seidnen Hülle des morgenländischen Platanus! Nur durch fortgehende Einsicht werden wir Abendländer das Maß finden, wo wir stehen müssen. Unser Leib und unser Gemüth fühlt die Beschränkung der klimatischen Nothwendigkeit. Was unserm starren Himmel, unsern

ungeschmeidigeren Leibe zweckmäßig ist, das muß uns endlich schön dünken. Warum bauen wir unsre Häuser nicht, wie der Syrer und Indier? Wir müssen Verzicht thun auf die hohen Grazien im Leben, machen sie auch mit unsrer Nachzirerey nur zur Karrikatur. Glückselig, können wir in besseren Zeiten und unter besseren und menschenbildenderen Verfassungen

die Kunst einst durch die Idee vom Himmel herabholen und zu einer bleibenden Gesellin unter uns machen. Wer seinen eigenen und des Lebens Zustand mit der größten Besonnenheit und Feiterkeit betrachten gelernt hat, wer seine Nothwendigkeit, als etwas heiliges ehrt, der ist nicht unwürdig, daß die göttliche Kunst zu ihm komme.

Ernst Moriz Arndt.

Etwas über Tanzspiele und Pantomimische Gemälde.

Viele, die in der Ergöcklichkeit des Tanzes mehr suchen, als das Motiv, wovon einige scharfsinnige Psychologen den allgemeinen Charakter des Tanzes unter allen Nationen ausgehen lassen wollen: den sinnlichen Reiz in der Annäherung beyder Geschlechter; klagen über das Seelen- und Formlose unster heutigen Gesellschaftstänze.

Daß an dieser Klage etwas Begründetes seyn muß, beweist auch wirklich die Gleichgültigkeit derjenigen jungen Männer für den Tanz, bey denen jene Nebenidee vielleicht bereits das Piquante verloren hat. Denn wenn der Grund davon allein in dem allgemeinen Ueberdruß an Ergöcklichkeiten oder überhaupt in Bequemlichkeitsliebe läge (wie man ihnen oft Schuld giebt), so würden sie ja auch aufhören müssen, für Musik, Theater und was dahin gehört, Sinn übrig zu behalten, oder den Geschmack an Reiten, Fahren, u. s. w. neben der Tanzlust eingebüßt haben.

Und dieß widerlegt denn doch der Augenschein ganz bestimmt zu ihrem Vortheile.

Es muß also nothwendig an der Sache selbst liegen, daß die Bälle für die Tanzenden sowohl als für die Zuschauer, immer mehr an Interesse verlieren, und wollte man auch annehmen, daß es einzig und allein die Mode wäre, welche den jungen Leuten geböte, sich bey solchen Gelegenheiten müßig in die Ecke eines Sopha's zu werfen, und die Lichter an den Kronleuchtern zu zählen, so läßt sich's doch kaum denken, daß die bloße Mode es über solche Personen erlangen sollte, sich und Andern da tödtlich langweilig zu werden, wo das Gegentheil bloß von ihnen allein abhänge.

Daß aber auch die Tanzlustigen selbst schon darauf bedacht waren, ihrem Vergnügen ein erhöhetres Interesse zu geben, sieht man an den Versuchen der Tanzmeister, kleine Ballette zu veranstalten, wodurch
das



Schenck sc.

ein gar
 sie sich
 wohl ist
 verlieren,
 nzig un
 euten ge
 ig in de
 lichter es
 roch fun
 Perions
 langweilig
 nur allein
 sich schon
 erhöhte
 inden der
 wodurch
 das

das allgemeine Tanzen auf eine ergötliche Weise unterbrochen werden soll. Und warum sollte das auch nicht eben so gut eingeführt werden können, als es bey festlichen Gelegenheiten bey dem Singen eines fröhlichen Gesellschaftsliedes zugelassen wird, daß einzelne Stimmen den Chorgesang unterbrechen, und die Geübtesten gewisse Strophen allein vortragen dürfen?

Hey dem allen ist es aber doch nur zu häufig der Fall, daß selbst jene Ballette oft ohne alle Wirkung in Gesellschaften bleiben, und daß die Personen, welche sich bey dergleichen anstrengen, gewöhnlich Nichts davon hatten, als das unangenehme Gefühl einer undankbaren vergeblichen Mühe.

Dieser mittelmäßige Erfolg kann indeß weniger von der Absicht herrühren, als von der Art, wie man sie auszuführen gewohnt ist. Oft liegt der Grund des geringen Effekts an dem verdrießlichen Umstande, daß die verschiedenen Personen, welche zu dieser Gattung von Tanzspielen gehören, sich selten alle gleich sind an Talent und Gewandtheit; mehrentheils aber darin, daß die durch den Tanz auszusprechende Handlung die Grenzen der Sache überhaupt überschreitet, und der Darstellung das mahlerische Interesse abgeht, ohne welches aller Aufwand von Kunstfertigkeit in den einzelnen Bewegungen zwecklos wird.

Ein solches pantomimisches Gemälde hat nehmlich nur das vor der Komposition des Mahlers auf der Leinwand voraus, daß das Bild, welches es giebt, ein bewegliches, fortschreitendes, in der Zeit sich veränderndes Bild ist; da hingegen die Gestalten des Pinsels im Raume beharren. Während also dem Mahler nur einen einzigen Moment festzuhalten gebührt ist, darf die Pantomime mehrere auf einander folgen lassen, und sie aufhalten, so lange der Reichthum ihrer Erfindung es zuläßt. Dieß ist ihr einziges Vorrecht — im Uebrigen muß sie sich denselben Gesetzen unterwerfen, die der Mahler anzuerkennen hat.

Verwirrt also eine aus vielen Einzelheiten zusammengesetzte Darstellung schon in ihrer Ruhe auf der Leinwand, und ist es ein zu rügender Mißgriff des Künstlers, wenn er solche Gegenstände für seinen Pinsel wählt, die eine zu große Mannigfaltigkeit der Motive erfordern, wodurch die Aufmerksamkeit den Hauptgedanken aus dem Auge verliert: so ist der Pantomime in ihrer Beweglichkeit eine ähnliche Beschränkung aufgelegt, ohne deren Beobachtung sie aus den Grenzen ihres Gebiets heraustritt — und aufhört verständlich zu seyn. Wie leicht es also ist, diese Linie zu überschreiten, wenn viele Personen eine selbst an sich zweckmäßige Idee in Tanzgemälden

darstellen, fällt in die Augen. Der Einwurf, daß dergleichen Vorstellungen, bey aller ihrer Verwirrung, ja dessen ungeachtet auf dem Theater Effekt machen, kann schwerlich Stich halten, weil man dabey vergißt, daß der Eindruck dort häufig von sehr außerwesentlichen Thaten ausgeht, die in gesellschaftlichen Zirkeln fast alle wegfallen.

Die Personen, welche hier ihre Geschicklichkeit zeigen wollen, sind selten so darauf eingerichtet. Die Dezenz schon verbietet, zu den Behelfen des Theaters seine Zuflucht zu nehmen. Der Effekt darf hier nicht so kühn, in verrätherischen Andeutungen schöner Formen, im süßen Augenspiel, im wollüstigen sich Wiegen auf den Ruhepunkten der Melodie, gesucht werden, wodurch unsre Wiganos auf dem Theater so sinnverführend wirken. Es fehlt hier an gar zu viel, was dort vorhanden ist, um sich nicht mit einem solchen Ballette in kleinen Zirkeln, je künstlicher und zusammengefügter es oft angelegt ist, um die gehobte Wirkung zu betrügen.

Weit angemessener ist dagegen der Gedanke, in gewählten Gesellschaften einzelne bestimmte Charaktere in pantomimischen Tänzen zu dramatisiren, und welche Ideen könnten hierzu passender seyn als die der Antike! der ewigen Norm aller Plastik!

Man hörte vor kurzem von einer liebenswürdigen Pöhlin reden, die in einer bekannten Residenz den berühmten Shawl-Tanz exekutirte, der uns, wenigstens unter diesem Namen, durch die Darstellungen einer der geistvollsten englischen Frauen — Milady Hamilton, bekannt geworden ist. Diese liebenswürdige Kennerin des Schönen war von der Natur mit allen den Vorzügen ausgestattet, um in dieser Gattung das Höchste zu leisten. Groß und schlank von Gestalt, und mit einer Gesichtsförm, die nahe an das Ideal der Antike grenzte, besaß Lady Hamilton das seltene Talent der Pantomime in einer bewundernswürdigen Vollkommenheit. Ihre Attitüden sind von einem berühmten deutschen Künstler gezeichnet und durch den englischen Grabstichel verewiget.

Viele meiner Leserinnen erinnern sich hier vielleicht des anmuthigen Gemähdes, welches Frau von Krüdener in ihrem Romane, Valérie, von dem oben erwähnten Shawl-Tanze giebt. Auch wüßte ich nicht lebhafter dafür einzunehmen, als wenn diese Schilderung für diejenigen von ihnen, welche dieß Buch nicht lasen, hier noch ein Mal eine Stelle findet.

„Valerie forderte ihren Shawl von dunkelblauen „Mousseline; sie strich sich das Haar von der Stirne „zurück; warf den Shawl über den Kopf; er floß

„von ihren Schläfen herab, so daß der Obertheil ihres Gesichts die Linien der Antike zeichnete. Sie beugte etwas das Haupt, der Shawl fiel sanft auf ihre über die Brust gekreuzten Arme herab. Jetzt erhoben sich ihre Augen, ihre Lippen versuchten ein Lächeln, man glaubte, wie Shakespeare sagt *), die Geduld an einem Grabmahle zu sehen, wie sie den Schmerz anlächelt.“

„Das Gewand, welches wir Shawl nennen, ist an sich schon antik. Ganz dazu geeignet die mannigfaltigsten Formen zu zeichnen, leiht es sich dem versführerischsten Ausdrucke, indem es die Kontoure der Gestalt bald anmuthig hervortreten läßt, bald sie zur Hälfte verschleiert, oder sie ganz verhüllt, wie es die Situationen erfordern. Diese Mannigfaltigkeit der Attitüden, welche bald schreckliche, bald rührende Momente ausdrückt, sind die beredteste Sprache, aus den innersten Bewegungen des Gemüths und der Leidenschaften geschöpft. Werden sie durch reine antike Formen dargestellt, hebt die Physiognomie der

„Tänzerin, durch ihren Ausdruck, das Ergreifende der Idee, so ist die Wirkung dieses Tanzes über alle Beschreibung.“

„Bald war es in der Gestalt der Niobe, daß Valerie meinen Lippen einen Schrey des Entsetzens auspreßte; bald entfloß sie wie Galatea, und mein ganzes Herz fühlte sich ihren fliegenden Schritten nachgezogen. — Mein, ich vermag den Aufruhr in meinen Empfindungen nicht zu schildern, da sie beym Schluß dieses magischen Tanzes noch ein Mal in zögernder Hast den weiten Umkreis des Saales durchslog, wie wenn ein Gott sie verfolgte.“

Es ist vorauszusehen, daß vielleicht manche Dame, durch diese Beschreibung an die berühmten Hetären-tänze der Griechen erinnert, sich von dieser Art zu tanzen zurückschrecken lasse. Und in der That können die Griechinnen, bey denen das Ideale das Wirkliche war, in so fern man in den mannichfachen Attitüden des Shawltanzes die einzelnen Momente der höchsten Graziosität der Bewegungen, zu einem genau abgeschlossnen Ganzen vereinigt, und zugleich ihre Schule vor Augen hat, nicht anders getanzt haben als Valerie. Zwar würden eine Laïs und Timandra, die in prächtigen Tanzspielen die Fabeln der Leda, Selene und Io ins Leben riefen, unter uns wohl schwerlich

* — — She never told her love
But let concealment like the worm i' th' bud
Feed on her damask cheek; she pin'd in thought
And sate like patience on a monument
Smiling at grief.

Shakespeare.

Nachahmerinnen finden. Allein die Antike ist zu reich an geistreichen Mythen, um nicht vorsichtiger wählen zu können, und darum, weil die Hetären sie tanzten, diese Gattung von Tanzspielen überhaupt zu verworfen, wäre gerade so, als ob man nie Laute spielen wollte, weil Lais und Timandra die anakreontischen Lieder und sapphischen Oden, die so süß von ihren Lippen flossen, mit den Tönen dieses Instrumentes zu begleiten pflegten.

Lady Hamiltons Attitüden, von denen längst die vortrefflichsten Zeichnungen in den Händen der Alterthumsliebhaber sind, eröffnen der Fantasie das weiteste Feld für diese Art von dramatischen Darstellungen.

Bey dem leisesten poetischen Anfluge, und etwas Kenntniß der Antike, kann es niemanden schwer fallen, für eine jede dieser Gestalten eine Situation zu fantasiren, die zu einem pantomimischen Gemälde vollkommen geeignet seyn würde. So etwas dürfte alsdann bey Gelegenheiten, wo man darauf bedacht seyn wollte, das allgemeine Tanzen durch interessante Zwischenakte zu beleben, unfehlbar die geistreichsten und unterhaltendsten Einschaltungen gewähren.

Zwar haben die Kenner, um die zwölf verschiedenen Figuren in dieser Sammlung von einander zu unterscheiden, ihnen bereits gewisse Namen gegeben. So

nennt man z. B. die erste Attitüde die Sibylle, die zweyte eine Maria Magdalena, eine andre das Bild der heiligen Rosa u. s. w. Wir werden uns indessen für unsern Zweck keineswegs an diese Namen zu binden haben, vielmehr hoffe ich durch einen flüchtigen Versuch einigen dieser Attitüden eine komponirtere, reichhaltigere Deutung zu geben, die Fantasie meiner Leserinnen nicht ganz unzweckmäßig zu beschäftigen.

Eine weibliche Gestalt, mit fliegenden Haaren, die linke Hand verzweiflungsvoll gegen die Stirne gedrückt, mit der Rechten eine zarte Kindergestalt fest an sich pressend, schreitet mit wilden Schritten von den Stufen eines Altars herab. Die leidende, schwelbende Stellung des Kindes, sein ohnmächtiges Dulden, das von hinten herüberfallende mit dem Haupte den Boden berührende Haar, und der rasche dem Wahnsinne zueilende Gang des Weibes, deuten auf etwas Entsetzliches.

So ergriff Medea ihre wehrlosen Kinder, als die Eifersucht ihr die schrecklichste Handlung eingab. Der Gegenstand ist erschütternd, aber er enthält einen Moment — den des Kampfes zwischen dem Willen und der That — den die Pantomime festhalten darf, wie ihn der griechische Mahler Timomachus festhielt,

der diese Scene durch seinen Pinsel verewigte. — Ein anderer griechischer Mahler, der die Medea in der höchsten Raserey ihrer Nordbegier zeigte, empörte dagegen die Gemüther durch die Dauer, die er dem Entsetzlichsten gab, und der Dichter, der ihn deshalb tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „dürstest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? Ist denn immer ein neuer Jason, eine neue Creusa da, die dich unaufhörlich erbittern?“

Jene in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea wird also um so weniger beleidigen, da wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabey geblieben, der Streit der Leidenschaft hätte sich nie entschieden, und deshalb würde dieser Gegenstand in einem Tanzgemälde von der ergreifendsten Wirkung seyn, ohne das Gefühl zu beleidigen.

Auf einen sanftern, aber nicht weniger seelenvollen Kampf, deuten drey andre Figuren unter diesen Zeichnungen, die einen Cyklus von dramatischen Vorstellungen in sich einschließen, der, einen und derselben Situation angehörend, der Einbildungskraft den edelsten Spielraum gewährt.

Wer Glucks Iphigenia auf dem Berliner Nationaltheater kennt, und das Spiel der Schauspielerin

Schick, in der Scene, wo sie das verhängnißvolle Wort aussprechen soll, das die geliebten Fremdlinge dem Tode weihet; wem dieses Zögern, dieses ahnungsvolle Widerstreben, dieser unnenmbare und doch so sanfte Schmerz noch vor der Erinnerung schwebt, der wird es fühlen, wie sehr sich dieser Stoff zu einem pantomimischen Gemälde eignet.

Die erste Figur, die an diese Iphigenia erinnert, ist eine hohe frauenhafte Gestalt mit einem Diadem um die Stirn, das hier mit der priesterlichen Binde vertauscht werden müßte. Die Hände fromm über die Brust gefaltet, in einem faltenreichen Gewande das dicht verhüllend, jeden einzelnen Contour der edeln Formen umfließt, und nur den einfachen Ausdruck des Ganzen in seiner unbeschreiblichen Hoheit hervortreten läßt — beginnt mit dieser Attitüde der erste Moment der Darstellung. So steht die Priesterin vor dem König, als er ihr das barbarische Gesetz verkündet, und sie zur Vollstreckerinn aufruft. Das tiefe Erstaunen, die erstarrende Gewalt des mörderischen Befehls giebt ihr den Ausdruck, den Niobes Schmerzen dem kalten Marmor einhauchten.

Die zweyte Figur, in einem ähnlichen faltenreichen Gewande, lehnt, von dem tiefen Leiden überwältigt, an einer Säule. Seitwärts gebogen ruht das

schwere Haupt auf der gehobenen Hand, die einen Theil des aufgelösten Haares fassend die wilden Schmerzen zu verhüllen strebt. Die Linke hält eine Opferschale.

Ein glücklicher Moment für die Verzögerung des Hauptmoments, — denn es ist edel und den Gebräuchen des Alterthums angemessen, daß sich die Priesterin durch das heilige Opfer zu der Handlung vorbereitet, die ihr so unüberwindlichen Kampf giebt.

Die dritte Gestalt nähert sich dem entscheidenden Momente noch unmittelbarer. Die heilige Handlung ist beendet. Die Priesterin verläßt den Altar. Die Arme gekreuzt, mit niedergesenktem Haupte, den Blick an den Boden geheftet, — stumm in sich gewendet und zögernd — schreitet sie vorwärts. Man sieht den Augenblick kommen, wo die Stellvertreterin des Verhängnisses das Todeswort ausspricht — schon hat es ihre Lippen berührt — ihr Auge ruht auf den, den Nachgöttern Geweihten — — aber die Pantomime hat keine deutlichere Sprache. — Ihre Gestalten fliehen gerettet vor dem letzten entscheidenden Augenblick, der sich nur annähern, aber in der Wirklichkeit nie erscheinen darf.

Ich fühle nur zu sehr, wie unvollkommen das Bild ist, wenn solche Gemälde mit Worten vorgeschrieben

worden sollen. Auch wird der Haupteffekt jedes Mal auf dem Talent der Tänzerin beruhen, die diese Gattung von Darstellungen wählt, wie viel Gemüth sie hinein zu legen vermag, und ob sie selbst, wenn ihre Gestalt alle Vorzüge in sich vereinet, so viel Herrschaft darüber auszuüben vermag, um ihren Bewegungen alle die Graziosität zu geben, die ein solches Gemälde erfordert.

Uebrigens ist freilich diese Art von dramatischen Tanzspielen nur geeignet, das Talent einzelner Personen zu entwickeln, es dürfte aber auch keinesweges an solchen Vorstellungen fehlen, wobey mehrere Gruppen sich um die Hauptfiguren bewegten, ohne daß das Ganze an Verständlichkeit verlöre.

Die Idee eines Chores gefügelter, zart drapirter, leichtfüßiger Wesen (es möchten Horen seyn), unter denen einige in bestimmten Charakteren hervorträten, als Sehnsucht, oder Neue, oder Furcht, oder Verzweiflung, von den übrigen im wilden Reizen umschwebt, giebt der Fantasie ein Bild, das sehr reizend und mannichfaltig motivirte Momente zulassen dürfte, ohne die Grenzen der Kunst zu überschreiten, und auch für solche Ideen sind unter den Hamiltonschen Figuren mehrere, die den geistreichern Tänzerinnen zum Muster dienen könnten.

Freilich würde man bey diesen Vorschlägen wohl immer jenen Geschmack zu bekämpfen haben, der es vorzieht, sich an unnatürlichen Sprüngen und dem Muskelspiel gewaltsamer Bewegungen zu ergötzen. Und doch ist es diese letztere Art zu tanzen, welche die Kunst zu der entgegengesetzten Grenze herabzieht, wo sie in

Seiltänzerfertigkeit ausartet; da hingegen die andre ihr einen erhöhten Standpunkt anweist, auf welchem sie sich in dem Gebiete des Dichters und Mahlers bewegt, deren lieblichste Gestalten zu beleben, ihr eigenstes Wesen seyn dürfte.

* * *

W e i b l i c h e K u n s t .

Erlauben Sie, meine schönen Damen, daß ein Mann, dessen liebstes Geschäft es von jeher war, die Eigenheiten Ihres liebenswürdigen Geschlechts, Ihre Wirkfamkeit und Ihr Verhältnis zum Ganzen zu studieren, erlauben Sie, daß er Ihnen bey dieser Gelegenheit einige Resultate seiner vieljährigen Erfahrung darlegen darf. Zwar hab' ich die Vierzig schon seit einigen Jahren passirt, die Grenze, wo man eigentlich das Recht verliert, mit Euer Hoheiten in einem näher interessirten Tone zu sprechen; zweifeln Sie indessen nicht, daß ich noch ein eben so warmer Verehrer Ihrer Liebenswürdigkeiten bin, als vor zwanzig Jahren.

Mit inniger Freude habe ich das schöne Streben nach höherer Bildung seit mehreren Jahren unter Ihrem Geschlechte bemerkt, nach näherer Bekanntschaft, nach eigner Thätigkeit zuweilen in den schönen

Künsten, zu denen Sie eigentlich weit mehr als alle Männer geeignet, zu denen Sie schon von der Natur organisiert sind. Jedes Weib würde gewiß ohne Einmischung erkältender Erziehung, gemeiner Wirklichkeit, ihrem eigentlichsten Wesen nach, Dichterin seyn; aber eben die Weichheit, die Biegsamkeit ihres Wesens schmiegt sich mehr in fremde Formen. Aus dem Manne wird gewöhnlich nur das, wozu er von Natur die Anlage hatte; wenigstens leuchtet diese Anlage sein ganzes Leben hindurch vor, wäre er auch zu einer andern Bestimmung gezwungen worden; aus dem Weibe hingegen kann alles gebildet werden; dem Wachse gleich, das an der Wärme seine Form verändert, geben sie biegsam den Eindrücken der Liebe nach, und brechen selbst nicht vor dem Drucke kalter Uebermacht.

So hätte sicher aus mancher einfachen, unbemerkten Hausfrau, ihrem dichterischen Gemüthe nach, eine gute

gute Künstlerin, und hingegen wieder aus mancher glänzenden Künstlerin eine stille, einfache Hausfrau gebildet werden können. Zürnen Sie nicht, daß ich den äußern Umständen so vielen Einfluß auf Ihren eigentlichen Charakter einräume, daß ich Ihnen so fast alle Selbstständigkeit abspreche! diese Weichheit, diese Schwäche sogar ist es ja, was Ihnen ewig unsre Liebe zusichert.

Warum also, da sie alle mit Empfänglichkeit für die schönen Künste, oder mit einem einfachern Worte: für die Poesie begabt sind, warum sollten Sie sich ihr nicht mit Freuden überlassen? Warum sollten vorzüglich einige von Ihnen, die mit höhern Talenten begabt sind, nicht alle ihre Kräfte dem Dienste der Himmlischen weihen? Ich finde diesen Beruf Ihrem Geschlechte äußerst angemessen; nur, meine holden Freundinnen, vergessen Sie nie die Grenzen Ihres Geschlechts! Sie verläugnen keineswegs die Weiblichkeit — was Ihre gemeinern schelfüchtigen Mitschwester gern behaupten möchten — wenn Sie Dichterinnen sind; nur hüten Sie sich, jene männliche, Ihr Geschlecht gar nicht kleidende Präcision, oder jene pedantische Belehrungsfucht anzunehmen, die so manche unter Ihnen mit Ihrer Bestimmung und mit sich selbst uneins gemacht hat. Schmeicheln Sie sich überhaupt nicht, unmittelbar auf Ihr eignes Ges-

schlecht zu wirken; ich habe noch keine Schriftstellerin als den Liebling ihres Geschlechts gesehen, und am wenigsten, wenn sie ihr Uebergewicht an Kenntnissen und an Talenten geltend zu machen sucht. Lassen Sie deswegen den Muth nicht sinken, schöne Künstlerinnen, desto mehr werden Sie auf unser Geschlecht, und so durch uns mittelbar auf das Ihrige zurück wirken. Schildern Sie uns Ihre Natur in ihren innersten Tiefen; ich sage, dadurch zeigen Sie uns in den Charakteren Ihrer Heldinnen oder in Ihren eignen subjectiven Ergießungen, so manche seelenvolle Schönheit, so manche zarte Liebenswürdigkeit, die der weniger feine Mannersinn bisher in der Wirklichkeit überfah; wir werden so durch Ihre Schilderungen Ihr ganzes Geschlecht lieber gewinnen; die Seele Ihres Geschlechts! da bisher Viele der Unsern mehr, oder vielmehr ausschließend nur das an Ihnen liebten, was in die Sinne fiel. Eine höhere Achtung für das Innere Ihres Wesens wird uns erfüllen; denn, sagen Sie selbst, haben nicht auch Sie von den ersten Grenzen der Jugend an, nach den schönen und edlen Schilderungen — ich spreche nicht von unnatürlichen, aus lauter Vollkommenheiten zusammen gedrechselten Romanenhelden — haben Sie nach den edlen und zugleich wahren Schilderungen männlicher Charaktere, die uns gute Dichter aus der Tiefe ihres eignen

Wesens dargestellt haben, unser Geschlecht nicht lieber gewonnen? nicht höher achten lernen? Es ist wahr, Chrysofomus, Cardenio haben wahrscheinlich nie wirklich gelebt; wohl! aber ein Mann hat diese Charaktere doch erfunden; diese edlen Gedanken, diese tiefen, herzbewegenden Gefühle müssen also doch wirklich existiren: denn es kann nichts aus der Feder des Dichters hervorgehen, was nicht vorher in seinem Herzen war; und es ist ein albernes, herzloses Geschwätz, wenn man behauptet, ein lasterhafter Dichter könne tugendhafte Helden mit Wahrheit mahlen.

Recht gut! werden Manche sagen, das junge Mädchen erhält dadurch eine hohe Idee von männlichen Vollkommenheiten, sie bereichert ihre Fantasie vielleicht auf Kosten ihrer lebenslänglichen Ruhe; denn wenn sie nun auch ihre Liebe für Fabian, für Timbrio, für Cardenio, auf Cervantes, für Tankret auf Tasso, für Hamlet auf Shakespeare überträgt, ist dadurch ihr Liebhaber, ihr Ehemann gebessert, der weder der Gedichtete noch der Dichter selbst ist? Wird sie ihn nicht mit Ansprüchen quälen, die ihn und sie unglücklich machen?

Keineswegs! Dann müßte ihr Verstand schon verschoben seyn, und dieß kann bey Lesung solcher Bücher, mit einem natürlich richtigen Gefühle, nicht leicht der Fall seyn. Im Gegentheil, sie erhält eine

höhere, zärtlichere Achtung gegen das andre Geschlecht; ihre Tugend gewinnt dadurch, denn es ist gewiß und wahrhaftig wahr: der Grund nicht bloß der Glückseligkeit, auch der Sittlichkeit ganzer Nationen besteht in gegenseitiger Hochachtung der Geschlechter. Und können sich Schriftsteller von diesem oder jenem Geschlechte ein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie diese Hochachtung gegenseitig zu vermehren, zu befeuern suchen? Das Mädchen wird nicht mehr die Männer zum Spielzeug ihrer Eitelkeit herabwürdigen, wenn sie sie einmal hat lieben, hat schätzen lernen; sie wird sich hüten, die Flamme hoffnungsloser Leidenschaft in dem Herzen eines Jünglings anzuzünden, für den sie nicht selbst Neigung fühlt, wie dieß so häufig in der schönen Welt der Fall ist; sie wird sich hüten, ihn auf solche Weise zum überflüssigen Opfer ihrer Eitelkeit zu machen. Kann sie wissen, ob nicht eben so ein tiefes Herz in seinem Busen schlägt, als das des edelmüthigen Corefos? oder des zarten Tasso? — Ihr Mann, ihr Verlobter ist freilich weder Corefos, noch Fabian, noch Cervantes selbst; allein, gehört er nicht einem und eben demselben Geschlechte an? hat sie die Tiefen seines Herzens ergründet? wird sie sie Zeitlebens ergründen können? Denn es ist unmöglich, daß zwey Wesen verschiedenen Geschlechts sich jemals ganz durchschauen könnten;

ein heiliger Schleier ist von der Hand der ewigen Liebe über beyde ausgegossen, der den Reiz des höchsten, irdischen Glückes noch ins Unendliche vermehrt; und glauben Sie nicht, daß die Wirkung, die jene Dichter auf Ihr Gemüth hervorbringen, auch Ihre Schilderungen weiblicher Liebenswürdigkeit auf das unsrige hervorbringen werden? Die Männer werden sich scheuen, wie mit Blumen mit zarten Mädchenherzen zu spielen, wenn sie die tiefe Fülle ihrer Gefühle, die stille, seelenvolle Größe ihres ganzen Wesens aus den schönen und wahrhaften Ergießungen weiblicher Seelen erkannt haben werden; denn wahrhaft können Männer nur von Männern, und Frauen nur von Frauen sprechen. Die Dichterinnen werden auf diese

Weise mit jener ihrem Geschlechte eignen, hinreißenden Sanktheit die Fürsprecherinnen, die Vormünderinnen gleichsam ihres ganzen Geschlechts seyn, so wie man jene Dichter mit Recht die schönsten Fürsprecher des unsrigen nennen möchte. Ein schöneres, edleres Band wird so die Menschheit unter sich vereinigen.

Es ist der höchste Grad sittlicher Veredlung, wenn die Liebe Anbetung wird, wenn eins in den andern eine stille noch nicht völlig erkannte Gottheit verehrt. Möchte bald der Tempel allgemein errichtet werden, und möchten sie, die fähig sind, die heilige Gluth zu nähren, möchten die Dichter auf diese Weise Priester und Priesterinnen im Allerheiligsten der Liebe werden!

P. Lemiroir.

U e b e r K o s t ü m i r u n g e n .

F r a g m e n t e i n e s B r i e f e s .

An Charlotte von B*** in D***.

Also das durfte ich nicht einmal von Dir erwarten — Treulose — einer Bitte Gehör zu geben, deren Erfüllung Dir eigentlich selbst Freude gemacht haben würde? — Ich soll die so oft geforderten Nachrichten nun in der That gar nicht erhalten? Sind das die Früchte der Residenz? Welche Verheißungen wurden mir nicht gemacht, als ich mit halb unterdrückter Behmuth den nahen Tag Deiner Abreise aus Deinem Munde vernahm — und von meinem heitersten Genius verlassen, die Perspektive in einen einsamen Winter hatte! Was sollte ich da nicht alles in der Fantasie mit genießen! — Aber wer nicht schrieb — war meine Charlotte — wer aus der Fülle der buntesten mannichfaltigsten Farben, auch nicht zu einem einzigen genialen Pinselzug schöpfte, wer war es an-

ders, als meine konfuse, an Versprechungen so verschwenderische Cousine?

Und doch wußtest Du sehr gut, daß ich mich fast eben so sehr aus Industrie nach Deinen Briefen sehnte, als aus Sentimentalität. Denn woher sollte wohl ein reflektirendes Genie, wie ich — das sich dem produzirenden bescheidenlich unterordnet, den Stoff zu seinen künstlerischen Ansichten in einem Städtchen wie * * * aufzutreiben vermögen, wenn Ihr im Glanze des Weltlebens umherstimmernden Wesen, die ihr weder produziert noch reflektirt — sondern bloß existirt — auf Euern Schmetterlingsflügeln mir den Blütenstaub — nicht zutrüget?

Aber, ich will besser seyn als Du, und wenn Du mir gleich das farbenreiche Panorama Deiner schimmernden und hüpfenden Umgebungen — so un-

großmüthig verweigerst, so bin ich doch bereit, Dir die fest in Rahmen gezwängten, starr vorweg blickenden Portraits in der meinigen, nicht vorzuenthalten, weil ich weiß, Du verweist gern unter den alten Bildern, die Dir noch von der Kindheit her so lieb sind, und wirfst es nie zugeben, daß selbst die altväterischen vergoldeten Einfassungen daran mit neu-modischen vertauscht werden.

Heute erwarte das aber nicht von mir. Ich fühle mich zu lebhaft zu dem glänzenden Schauplatz gezogen, in dem Du jetzt Dein Wesen treibst, um in der eingeschlossenen Stille des kleinen Kreises, der sich um den uralten Sessel unsrer alten guten Tante versammelt, ruhig verweilen zu können. Fast traue ich mich heute gar nicht zu den guten Mütterchen hinunter — sie würden es mir anmerken, daß mir die Brust bey ihnen heute zu fest zusammengeschnürt wäre, und mich mit Fragen bestürmen — und mich nach ihrer gutmüthigen Weise trösten wollen, und nach Briefen forschen — von Lottchen — und dann müßte ich es gestehen, daß ich keine aufzuweisen hätte — und mich von ihnen bemitleiden lassen — und Du weißt, daß es keinesweges meine Sache ist, mich bemitleiden zu lassen.

Nun gestatte mir nur für's erste die Frage: Läßt man denn aber auch in D*** Deinem Neujahr

so viel Gerechtigkeit wiederfahren — als es hier in *** der Fall ist. Geben sich die großstädtischen Damen überwunden — und gestehen sie es ein, daß auch eine sogenannte Kleinstädterin es verstehen könne, sich edel und reizend zu kleiden?

In Deiner hiesigen Bekannten Erinnerung lebt wenigstens noch immer der schöne Eindruck Deiner letzten Erscheinung auf dem hiesigen Liebhabertheater, und es ist wahr, nie sahe man Dich reizender, als damals. Aus meinem Munde, Liebste, ist es Dir nun vollends gar nichts Neues, die ungemessensten Lobpreisungen darüber zu hören — wie Du, ohne auf eigentliche Schönheit Anspruch machen zu dürfen, doch jedes Mal so unwiderstehlich durch Deine bloße Erscheinung wirkst. Wie oft habe ich mich nicht im Stillen daran ergötzt, als wir im vorigen Sommer mit der Tante das Bad zu N. besuchten, daß Du unter den glänzendsten Weibgestalten alle Mal die schimmerloseste und doch die schimmerndste zugleich warest. Daß ein absichtlos schelnender Knoten Deines Haares oft mehr bewirkte, als für manche Damen die angestrengtesten Bemühungen einer ganzen Modehandlung, die, so oft sie sich anziehen wollten, ängstlich ihrer Hülfe harren mußten.

Viele unserer Bekannten glauben es Dir hier nachzutun, wenn sie sich zum Studium der Antike bequemen, und von einigen weiß ich es sogar ganz

bestimmt, daß sie mit dar um anfangen sich auf Bildung zu legen, und dem Winkelmann auf allen Museen nachspürten, um nur dahinter zu kommen, wie eine griechische Chlamys wohl so eigentlich zugeschnitten werden müsse.

Wir deucht, liebste Charlotte, Du hast viel zu sehr Ursache, mit dem Neuen beschäftigt zu seyn, um es im Studium des Alten je weit zu bringen; daher auch kein Wort weiter von Büchern, aus denen man die Kostüme zu studieren hat — und wenn Du leibhaftig wie Andromache, oder Helena selbst vor meinen Augen ständest, so würde ich doch immer darauf bestehen, Dein eigener schöner Sinn habe Dich geleitet, und du habest den kühnen Wurf Deines Gewandes geordnet, ohne die saumnachschleppenden Trojanerinnen unsers Lieblingsdichters, Homers, zum Muster zu nehmen.

Ich fürchte nur immer den Vorwurf der Ernsthaftigkeit und des trocknen Pedantismus, von Dir, du Heitre, Fröhliche — sonst forschte ich wirklich in Deinem eignen schönen Gemüthe nach einem ersten allgemeinen Prinzip der Toilettenkunst, und mir deucht, wenn ich es gefunden hätte, und Dir es recht schön zum System aufgestuft, als dein Eigentum wieder zustellte, Du solltest Dir doch wohl ein ganz klein wenig darauf zu Gute thun müssen.

Doch ich erinnere mich eben, daß ich Dir nur das neuliche Theegespräch in dem Dir wohlbekanntem litterarischen Kränzchen, woran wir nur erst nach langem vergeblichen Zureden der Madame A***, mit Bewilligung der Tante, Theil nehmen durften, zu wiederholen brauche, wo diese Materie auf das sorgfältigste ausgesponnen wurde. Da mich das letzte Mal die Reihe traf, so sorgte ich für eine Einladung an B. und W., um die Unterhaltung etwas mehr zu animiren. Der erstere ist freilich Deine Antipathie, und ich finde ihn selbst ein wenig hohlwangig und schwähig; aber den edeln tief sinnigen W. wirst Du mir hoffentlich nicht tadeln.

Der Himmel weiß, wie das Gespräch — das sich bereits um Kunst — Zeitgeist — Naturpoesie, und wer weiß, um was alles gedrehet hatte, zuletzt auf die breiten, langen Shawls kam, welchen Madam A*** mit großer Emphase den Krieg ankündigte. W. nahm sie in Schutz, wie Alles in der Welt, was ungerechter Weise angefeindet wird, und behauptete, nur die ungeschickte Weise, wie so ein Shawl umgeworfen würde, mache ihn zu etwas Ungeschicktem und Schwerfälligem. Allein Madam A*** blieb bey ihrer Meinung: daß sie die Figur so unausstehlich breit machten, und sprach mit großer Bestimmtheit den allgemeinen Satz aus — wie bey

Anzug überhaupt von jeher das Zuviel der Verderb gewesen wäre.

„Da sind Sie gerade auf dem rechten Wege,“ nahm der kleine hohlwangige Aesthetiker das Wort, „meine Veste! wollte Gott, wir befänden uns auf der Höhe des Geschmacks, das Ernste und Bedeutende der reinen menschlichen Form zu goutiren.“

„Gott bewahre,“ rief Madam M***, „Sie werden uns doch nicht nackt sehen wollen.“

„Die Nervenfieber nehmen so kein Ende“ — unterbrach die ältere Madam W***, „ich kann das gottlose Entblößen ohnehin gar nicht sehen. Die Hauptsache ist ja doch, daß man sich nicht erkälte — dazu, deucht mir, sind wohl überhaupt die Kleider zuerst erfunden, und nicht etwa, daß man zierlich einhergehe.“

„Keinesweges, meine allertheuerste Madam,“ entgegnete unser Aesthetiker, „verzeihen Sie ja, wenn ich hier widersprechen muß. Aber es ist der allgermeinste Gemeinplatz, den jemand nur aufbringen kann, wenn er sagt, daß das Bedürfniß die Kleider erfunden habe: ich kann Ihnen das aus den vortrefflichsten Reisebeschreibungen beweisen. Noch heutiges Tages leben in den kältesten Ländern, und namentlich an der magellanischen Küste, in der weitesten Entfernung vom Aequator, Menschen, die durchaus nichts von

Kleidern wissen, und wenn das auch nicht wäre, so hatten die Leute warlich früher Kleider als Kälte, denn zur Zeit der griechischen Freystaaten, aus denen noch heute unsre Modejournale, wie bekannt, ihre Weisheit hernehmen, bewohnten die kalten Erdstriche nur Eisbäre und Wölfe, und Auerochsen, in Griechenland und Kleinasien aber —“

„Ich bitte Sie, mein Werthecker,“ fiel ihm Madam M*** wieder in's Wort, „wenn denn auch wirklich die Leute nicht froren, so werden sie sich doch wenigstens geschämt haben, und die Schamhaftigkeit war die Erfinderin der Bekleidung, immer also ein Bedürfniß.“

„Liebste, theuerste Freundin!“ erwiederte der Redefelige; „wie kann nur eine geistreiche Frau so urtheilen. Was wollen Sie mit der Schamhaftigkeit! Wo wäre dieser Begriff in der reinen menschlichen Natur zu finden. Sehen Sie die Völker in Otahaiti an, beobachten Sie unsre Kinder, die Kinder polizirter Nationen, wo ist da das Gefühl der Schamhaftigkeit? Nur erst durch die Erziehung wird so ein konventionelles Gefühl dem Menschen aufgedrungen — die Himmlischen“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle,“ nahm hier der edle W. das Wort, „den Himmlischen gefiel es, uns die Grazien beizugesellen.“

„Und wir wollen sie auch hier nicht verschonet wissen,“ setzte ich ein wenig verlegen, mit halber Stimme hinzu.

„Fürchten Sie das nicht von mir, Theuerste,“ erwiderte der Aesthetiker, sich getroffen fühlend, „ich wäre von selbst darauf gekommen, wenn Sie mir nur Zeit gelassen hätten.“

„Aber, Sie brauchen auch gar zu viel Zeit, ehe Sie — bis zu den Grazien gelangen,“ wollte ich eben hinzusetzen — als mir der edle W. sanft die Hand drückte, liebevoll zu den Uebrigen sich wendend.

„Kein Zweifel, meine Damen! — Unabhängig von nützlichen Absichten, leitete der Kunsttrieb den Sinn des Menschen, auch bey den ersten Elementen der Bekleidung. Die Fantasie ist auch hier früher thätig gewesen als der Verstand, und den Wilden, der seinem Körper bunte Linien einnäht, und sich Nasen und Ohren durchbohrt, um glänzende Muscheln hineinzuhängen, leitet dasselbe Bedürfniß, das den verfeinerten Griechen leitete — das Verlangen, das Schöne in seiner eignen Gestalt zu repräsentiren. Wie sich dieses Verlangen aus der dumpfen Kindheit allmählig zur edeln Form gestaltet, wie modificirt von Klima und Verfassung selbst der Raum ist, worin sich die Fantasie wenn auch nur spielend bewegt, ist Ihnen nicht neu, aber Manches vielleicht, was

in künstlerischer Hinsicht hier noch bemerkt werden könnte.

Winkelman sagt, „die Stille ist der Zustand, der dem Meere so wie der Schönheit der angemessenste ist —“. Aber der Sinn des Menschen verlangt nach Veränderung und Mannigfaltigkeit. Den Anblick der vollkommensten Gestalten, und diese vollkommenen Gestalten, überall, wo Menschen die Erde betreten, würden seinem Sinne noch immer nicht genügen.

Er würde an dem Schönsten meistern, bloß um es zu verändern. Diese Mannigfaltigkeit erzeugt den Reiz, der dem Menschen näher anzugehören scheint, als die Schönheit, und den Ausdruck, ohne den selbst die Schönheit kein Gegenstand der Neigung werden kann.

Eine zweifache Schönheit spricht zu uns im Jamben über einer blendenden Gestalt — die nothwendige und die der Willkühr. Anmuth heißt dieser zartere Genius — im Beweglichen und Willkührlichen sich offenbarend. Der schönste Arm, seelenlos gehoben — wird zum gleichgültigen Muskel — der schönste Leib, zur beschwerlichen Masse, wenn nicht ein gemeinsames Leben Geist und Körper harmonisch verbindet.

Das Wesen des Reikes zu vermannigfaltigen, und das willkührlich Schöne in der Erscheinung mit stärkern

stärkern Zügen auszudrücken, erfand der Mensch seine Gewänder — und auf eben diesen Motiven beruhen nach meinem Gefühle auch die Gesetze des Anzuges. An der nothwendigen, oder, wie Schiller sagt, architektonischen Schönheit kann und darf er nichts verändern wollen. Die Natur läßt sich nicht meistern in ihrer geheimnißvollen Plastik. Das Bestreben des Chinesen, seinen Hüften eine widernatürliche Kleinheit zu geben, erscheint mir nicht zweckmäßiger als das Verwandeln eines blonden Lockenschmuckes in einen braunen.“

„So wenig das rein Menschliche in der moralischen Haltung jemals einstudiert werden kann, den feinen Sinn dadurch zu täuschen, so wenig wird es auch der Kunst der Toilette gelingen, wenn sie die natürliche Schönheit erheucheln will. Aber auch der farblosen Wangen — der weniger ausgearbeiteten Gestalt — dem dürftigern Lockenschmucke, bleibt ein eigener Talisman — hier auf das Neussere angewendet, jener Gürtel der Kamuth, von der Grazie gewoben, den die göttliche Cythere selbst von ihrem Busen löset, um ihn Allen zu gewähren, die sie darum ansehen. Den Ausdruck des Geistes in dem lebendigen Gebilde soll die Kunst der Toilette spielend nachahmen. Es ist nicht hinreichend,

die Formen selbst sklavisch anzudeuten. Daher ist auch das Kopiren des Nackten, dessen Vertheidigung unser V*** doch wohl nur zum Behuf der zeichnenden Künstlerinnen unter uns hinwarf, ein schlechtes Toilettenprinzip. Jene weichen, zarten Massen, die einen schönen weiblichen Körper so mild umfließen, sie sollen mehr als die Kontouren der Gestalt ver-rathen. Nur dann werden sie dem höhern Sinne zusagen, wenn sie frey und spielend in einer beweglichen Mannigfaltigkeit die Fantasie des Beschauers beschäftigen, ihr Nichts gewährend — ohne sie noch ein Unendliches ahnden zu lassen. — Die Poesie spricht nur in Andeutungen, und wo bliebe noch Poesie auf Erden, wenn Sie, meine schönen Damen, nicht wären? — — — Und nun — meine geistreichen Zuhörerinnen, nun ist es an Ihnen, mir zu sagen, wie Sie meine Ansichten auf Ihre eigne Toilette anwenden wollen.“

Madam N***, die ihren sehr vollen Arm heute gerade in einen überaus knapp anliegenden Trikotärmel gezwängt hatte, zupfte etwas unwillig an dem kleinen Knöpfchen, das ihn über der Hand noch fester zusammen hielt, und zog wie von ungefähr den hinter ihr liegenden Sobelstreifen über das etwas zu kühn hervorstrebende Spitzengelräusel, um ihren

peinlich zusammengeschnürten Busen — „Will denn Niemand antworten?“ fragte der edle W*** noch ein Mal sehr sanft.

„Die Damen hören Sie zu gern reden,“ erwiderte B*** etwas empfindlich.

„Was mich betrifft, so werde ich nie wieder eine blonde Perrücke aufsetzen,“ antwortete Schreiberin dieses etwas verlegen, und fühlte ihr gewöhnlich nur zu blaßes Gesicht mit heißer Blut überzogen.

„Da wäre das Geld für die neumodischen elastischen Schnürleiber wohl eine ganz überflüssige Aus-

gabe,“ meinte die ökonomische Madam W*** zu ihrer Nachbarin gewendet, die zweifelhaft die Achseln zuckte.

„— Das schlimmste in W***'s Argumenten trifft die Liebhaberinnen von künstlichen Waschwassern, Hautpulvern und Schminktinkturen,“ nahm der vorlaute Aesthetiker das Wort, „aber Madame A***, die, wie bekannt, ein wenig Noth auflegt, wieß den Indiskreten mit der Weisung zur Ruhe, der Teint würde doch wohl nicht etwa auch zur architektonischen Schönheit gehören sollen?“

* * *